

LIZ MURRAY

Als der Tag begann

Aus dem Amerikanischen von Frauke Brodd

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Breaking Night* bei Hyperion, an imprint of Buena Vista Books, Inc., New York

Die Namen und besonderen Merkmale einiger Personen und örtlichen Gegebenheiten im Buch wurden zum Schutz der Privatsphäre verändert.

Trotz intensiver Bemühungen gelang es nicht, die Rechteinhaber des auf dem Buchcover abgebildeten Fotos festzustellen. Der Verlag bittet diese oder eventuelle Rechtsnachfolger, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Er verpflichtet sich, rechtmäßige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen zu vergüten.

Foto S. 10 Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Autorin



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Copyright © 2010 by Liz Murray
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Eva Philippon
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2011

978-3-453-29108-9

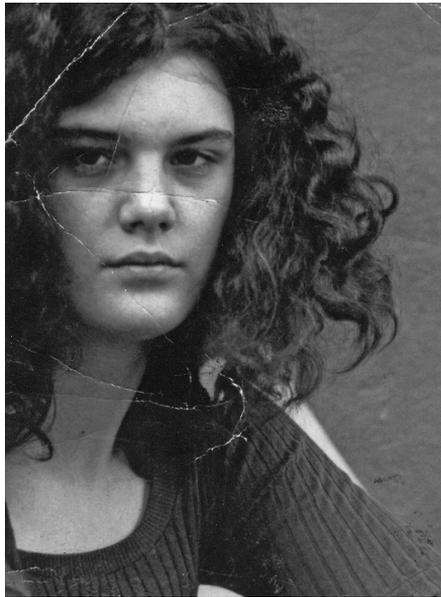
Prolog

Von meiner Mutter besitze ich nur noch ein einziges Foto. Es ist schwarz-weiß, zehn mal achtzehn Zentimeter groß und an verschiedenen Stellen zerknittert. Sie sitzt darauf leicht nach vorne gebeugt, die Ellbogen berühren ihre Knie, die Arme tragen das gesamte Gewicht des Rückens. Ich weiß nur sehr wenig über ihr Leben zum Zeitpunkt dieses Fotos, und mein einziger Anhaltspunkt steht mit orangefarbenem Leuchtstift auf der Rückseite: *Ich vor Mike's auf der 6th Street, Greenwich Village, 1971*. Rechne ich zurück, dann weiß ich, dass sie siebzehn Jahre alt war, als es aufgenommen wurde, ein Jahr älter als ich im Augenblick. Ich weiß auch, dass die 6th Street in Greenwich Village liegt, habe aber keine Ahnung, wer Mike ist.

Das Foto verrät mir, dass sie als Teenager sehr ernst aussah. Gedankenverloren presst sie die Lippen zusammen, was wie eine Grimasse für die Kamera wirkt. Ihre Haare, wunderschöne Locken in Form aufsteigender schwarzer Rauchfahnen, umrahmen ihr Gesicht. Und ihre Augen, der schönste Teil an ihr, wie ich finde, glänzen auf der Schwarz-Weiß-Aufnahme wie zwei dunkle Murmeln, für immer eingefroren in ihren Bewegungen.

Ich habe jeden ihrer Gesichtszüge eingehend studiert und meiner Erinnerung auf dem Weg zum Spiegel anvertraut, vor dem ich

dann mein eigenes gewelltes Haar öffne. Ich stehe da und zeichne in meinem Gesicht mit der Fingerspitze Ähnlichkeiten des Verlaufs jeder einzelnen Linie nach, beginnend mit den Augen. Sie sind gleich klein und gleich rund, doch statt den braunen Augen meiner Mutter habe ich die tiefgrünen meiner Großmutter geerbt. Als Nächstes vermesse ich die Form unserer Lippen, die schmal sind, geschwungen und völlig identisch. Doch auch wenn wir uns in einigen Punkten ähneln, weiß ich genau, dass ich nicht so hübsch bin wie sie in meinem Alter.



Ma, 6th Street, Greenwich Village, 1971

In all den Jahren ohne eine feste Bleibe, hinter verschlossenen Badezimmer Türen in Wohnungen verschiedenster Freunde, habe ich dieses Spiel im Spiegel heimlich die ganze Nacht lang gespielt. Meine Freunde, von ihren Eltern ins Bett gesteckt, schlafen, während von den anmutigen Bewegungen meiner Mutter erfüllte Bilder in meinem Kopf herumtanzen. So verbringe ich diese Stunden vor

ihren Badezimmerspiegeln, meine nackten Füße kalt von den Fußbodenfliesen, die Handflächen auf den Rand des Waschbeckens gepresst, um mein Gewicht aufzufangen.

Ich fantasiiere dort, bis die ersten blauen Spuren der Morgendämmerung mühsam durch das Milchglas des Badezimmers eindringen und Vögel mit ihrem Morgengezwitscher auf sich aufmerksam machen. Bin ich bei Jamie, ist das genau der Moment, schnell wieder auf die Couch zu schlüpfen, bevor der Wecker ihrer Mutter sie wach klingelt und ins Badezimmer schickt. Bin ich bei Bobby, verrät mir das mahlende Geräusch des Müllautos, dass es an der Zeit ist, zurück auf das Klappbett zu huschen.

Ich bewege mich still und leise in den zum Leben erwachenden Wohnungen zu meinem Rastplatz vorwärts. Und ich mache es mir in meinen Unterkünften nie allzu gemütlich, weil ich mir nicht sicher bin, ob ich morgen am selben Ort schlafen werde.

Liege ich dann auf dem Rücken, führe ich meine Fingerspitzen im Dunkeln über mein Gesicht und vergegenwärtige mir meine Mutter. Die Symmetrie unserer Leben steht mir in letzter Zeit immer deutlicher vor Augen. Sie war auch mit sechzehn obdachlos. Ma hat ebenfalls die Schule abgebrochen. Genau wie ich entschied sie sich jeden Tag neu für Hausflur oder Parkanlage, U-Bahn oder Hausdach. Die Bronx, das bedeutete auch für Ma Umherirren auf gefährlichen Straßen, durch Viertel mit von Fahndungsbildern der Polizei beklebten Laternenpfosten, und die ganze lange Nacht durch Sirenenheul.

Ich frage mich, ob Ma, genau wie ich, jeden Tag Angst davor hatte, wie es mit ihr weitergeht. Ich habe seit Kurzem nur noch Angst. Ich überlege, wo ich morgen schlafen werde – in der Wohnung eines anderen Freundes, im Zug oder in irgendeinem Treppenhaus?

Beim Führen meiner Fingerspitzen über die Stirn und dann hinunter zu den Lippen sehne ich mich nach dem warmen Körper meiner Mutter, die mich wieder in den Arm nimmt. Bei diesem Gedanken schießen mir Tränen in die Augen. Ich drehe mich auf

die Seite, wische die Tränen weg und hülle mich in meine geliebte Decke.

Ich verbanne das Gefühl aus meinem Kopf, sie zu brauchen. Ich verbanne es weit hinter diese mit Bildern von Bobbys Familie geschmückten Wände, weit hinter die betrunkenen Latinos, die draußen auf der Fordham Road auf Holzsteigen sitzen und Gewinner im Domino hart anpacken, weit weg von den orangefarbenen Blinklichtern der Bodegas, weg über die Dächer dieses Viertels in der Bronx. Ich bezwinge meine Gedanken so lange, bis die Einzelheiten ihres Gesichts verwischen. Ich muss sie verbannen, wenn ich wenigstens ein bisschen Schlaf finden will. Und ich brauche den Schlaf – es sind nur noch ein paar Stunden, bis ich wieder draußen auf der Straße bin, ohne Bleibe, ohne Ziel.

University Avenue

Zum ersten Mal hörte Daddy von mir hinter Glas bei einem ihrer regelmäßigen Besuche im Gefängnis, als Ma mit Tränen in den Augen ihr Hemd anhub und zur Untermauerung ihren schwangeren Bauch entblößte. Meine Schwester Lisa, gerade mal etwas über ein Jahr alt, saß seitlich auf Mas Schoß.

Später, wenn Ma über diese Phase ihres Lebens nachdachte, würde sie das Ganze folgendermaßen erklären: »So war das nicht geplant, mein Schatz. Daddy und ich haben das nun wirklich nicht mit Absicht getan.«

Obwohl sie sich seit ihrem dreizehnten Lebensjahr allein durchschlug und Drogenprobleme hatte, bestand Ma darauf zu betonen: »Daddy und ich haben uns den Arsch aufgerissen. Irgendwann würden wir genau wie die anderen sein, so habe ich es mir vorgestellt. Daddy würde eine richtige Anstellung finden und ich als Stenografin am Gericht arbeiten. Ich hatte Träume.«

Ma kokste. Sie schoss sich aufgelösten weißen Staub in ihre Venen, der dann ähnlich wie ein Blitz durch ihren Körper fuhr, sie anfeuerte, ihr das Gefühl, wie flüchtig auch immer, von etwas gab, das sich vorwärtsentwickelte, tagein, tagaus.

»Auftrieb«, nannte sie es.

Sie begann als Teenager mit den Drogen; ihr eigenes Zuhause war ein Hort von Wut, Gewalt und Missbrauch.

»Grandma war einfach verrückt, Lizzy. Pop kam meistens betrunken nach Hause und verprügelte uns, egal mit was – Verlängerungskabel, Stöcke, völlig egal. Sie verzog sich dann zum Putzen in die Küche und summte dabei vor sich hin, als wäre das alles völlig normal. Und führte sich dann fünf Minuten später wie diese bescheuerte Mary Poppins auf, kaum dass wir blau und grün geschlagen waren.«

Als ältestes von vier Kindern sprach Ma oft von ihren Schuldgefühlen, weil sie schließlich den Missbrauch – und ihre Geschwister – hinter sich ließ. Mit gerade mal dreizehn Jahren ging sie auf die Straße.

»Ich konnte dort nicht länger bleiben, nicht einmal für Lori oder Johnny. Wenigstens hatten sie Mitleid mit Jimmy und gaben ihn weg. Scheiße, ich musste da einfach weg. Unter einer *Brücke* war es besser, und *sicherer*, als zu Hause.«

Ich musste wissen, was Ma unter Brücken gemacht hat.

»Tja, Schätzchen, keine Ahnung, meine Freunde und ich gingen einfach rum und redeten ... über das Leben. Über unsere beschissenen Eltern. Darüber, wie wir so viel besser dran waren. Wir redeten ... und ich nehme mal an, dass wir high wurden, und danach spielte es keine Rolle mehr, wo wir waren.«

Ma fing klein an, sie rauchte Marihuana und schnüffelte Klebstoff. Während ihrer Teenagerzeit, in der sie zwischen den Sofas von Freunden hin- und herzog und sich durch Jugendprostitution und komische Jobs wie Fahrradkurier Geld verdiente, stieg sie auf Speed und Heroin um.

»Im Village war echt was los, Lizzy. Ich hatte diese klobigen, hohen Lederstiefel. Und es war mir total egal, klapperdünn zu sein, ich trug Shorts und ein Cape, das mir den ganzen Rücken hinunterhing. Ja, ganz genau, ein Cape. Ich war richtig cool. *Voll dabei, Mann*. So redeten wir damals. Schätzchen, du hättest mich damals erleben sollen.«

Als Ma Daddy traf, war Kokain ein angesagter Siebzigerjahre-trend im Einklang mit Hüfthosen, Koteletten und Discomusik. Ma beschrieb Daddy zum Zeitpunkt ihres Kennenlernens als »geheimnisvoll, gut aussehend und verdammt klug«.

»Er kapierte einfach alles, weißt du? Die meisten der Jungs, mit denen ich abhing, konnten ihr Hirn nicht von ihrem Hintern unterscheiden, aber dein Vater hatte einfach total was auf dem Kasten. Ich finde, man könnte sagen, er war *schlau*.«

Daddy kam aus einer irisch-katholischen Mittelstandsfamilie aus den Vororten. Sein Vater fuhr als Kapitän auf einem Frachtschiff und war ein starker Trinker. Seine Mutter war eine hart arbeitende und eigensinnige Frau, die sich weigerte, das, was sie als »Dummheiten« der Männer bezeichnete, einfach so hinzunehmen.

»Alles, was du über deinen Großvater wissen musst, Lizzy, ist, dass er ein gemeiner, gewalttätiger Trunkenbold war, der andere gerne herumschubste«, erzählte Daddy mir mal, »und deine Großmutter ließ sich das nicht gefallen. Ihr war es völlig egal, wie unangebracht Scheidungen damals waren, sie setzte ihre eigene durch.« Zu Daddys Leidwesen verließ ihn sein Vater, als die Ehe seiner Eltern beendet war, und kam niemals wieder zurück.

»Er war ganz schön schwierig, Lizzy. Wahrscheinlich war es besser, dass er nicht mehr da war, wir hatten es nicht leicht, und er hätte alles noch viel schwieriger gemacht.«

Die Leute, die Daddy als Heranwachsenden gekannt haben, beschreiben ihn als einsames Kind und »verletzte Seele«, das niemals über das Im-Stich-Lassen des Vaters und seinen daraus resultierenden Status als »Schlüsselkind« hinweggekommen ist. Seine Mutter nahm einen anstrengenden Job an, um über die Runden zu kommen, und sie arbeitete viel und lange, sodass Daddy über Stunden mehr oder weniger allein war und in der Zeit nach Ablenkung suchte, nach irgendjemandem oder irgendetwas Ausschau hielt, dem er sich zugehörig fühlte. Abends war er allein oder bei Freunden, wo er zu einem festen Bestandteil ihrer Fami-

lien wurde. Bei sich zu Hause lebten er und Grandma sich immer weiter auseinander, und ihr Umgang miteinander war ernst und ohne viele Worte.

»Deine Großmutter war nicht besonders redselig«, sagte er mir eines Tages, »das war das Irisch-Katholische an ihr. Wenn du in unserer Familie einen Satz mit ›Ich bin‹ oder ›Mir ist‹ begonnen hast, kam danach besser gleich ›hungrig‹ oder ›kalt‹. Denn man redete nicht über sich, so war's einfach.«

Alles, was Grandma an Warmherzigkeit fehlte, machte sie durch ihre unermüdliche Aufopferung wett, die Zukunft ihres Sohnes abzusichern. Entschlossen, Daddy nicht unter der Abwesenheit seines Vaters leiden zu lassen, nahm Grandma sich vor, ihm die beste Ausbildung zukommen zu lassen, die sie sich leisten konnte. Sie arbeitete in zwei Firmen als Buchhalterin, um ihr einziges Kind auf die besten katholischen Schulen auf Long Island schicken zu können.

Auf der *Chaminade High School*, einer Schule mit dem Ruf, streng und elitär zu sein, teilte Daddy die Schulbank und das soziale Leben einer so wohlhabenden Clique, die alle reicher waren, als er es sich je hätte vorstellen können. Die meisten seiner Klassenkameraden wurden an ihrem sechzehnten Geburtstag mit schnellen Autos beschenkt, wohingegen Daddy zwei verschiedene Busse nahm und seine Mutter darum betete, dass die monatliche Schulgebühr nicht vor dem Eingang ihrer Lohnschecks abgebucht wurde.

Die Ironie an der Sache war, dass diese Oberschicht-Privat-schulen-Kulisse, so sehr sie dazu dienen sollte, Daddy in die Ausgangsposition für ein erfolgreiches Leben zu bringen, meinen Vater für immer gegen sich selbst aufbrachte: In diesem Umfeld wurde er sowohl zum Intellektuellen als auch zum Drogenkonsumenten.

In seiner späten Jugend las Daddy die großen amerikanischen Klassiker. Er verbrachte die Ferien in den Strandvillen seiner Mitschüler und ignorierte die nicht enden wollenden Anrufe seiner

Mutter. Und als Zeitvertreib schmiss er unter der unüberdachten Tribüne des Fußballplatzes der Schule ein paar Amphetamine ein.

Obwohl er immer eine schnelle Auffassungsgabe gehabt hatte und viel von seiner gründlichen Erziehung hängen geblieben war, behinderten die Drogen seine Konzentrationsfähigkeit, und deshalb erledigte er seine Hausaufgaben schlampig und döste während des Unterrichts. Im letzten Schuljahr bewarb sich Daddy an einem College mitten im Herzen von New York City und wurde angenommen. Als die Abschlussprüfung anstand, bekam er das Zeugnis mit Ach und Krach.

Manhattan sollte sein richtiger Start ins Leben sein und das College sein Sprungbrett. Aber es dauerte nicht lang, und seine Highschool-Kulisse baute sich erneut um ihn herum auf. Nur war er diesmal älter und wohnte nicht in den Vororten von Baldwin, New York, sondern lebte mittendrin. Innerhalb weniger Jahre setzte Daddy seine Fähigkeiten schließlich mehr und mehr für den Drogenhandel als für sein Studium ein. Langsam stieg er in die Führungsetage einer kleinen Clique von Rauschgifthändlern auf. Als das Gruppenmitglied mit der besten Bildung bekam er den Spitznamen »Professor« verpasst und wurde als Anführer respektiert. Er war derjenige, der die Strategien für ihre Verkaufsprojekte aufzeichnete.

Daddy verließ das College nach zwei Jahren Psychologiestudium, in denen er auch Erfahrungen als Sozialarbeiter gesammelt hatte, mit einem Einkommen, das leicht über dem Mindestlohn lag. Aber das Aufrechterhalten von zwei völlig voneinander getrennten Leben – der seriöse Versuch, »ehrlich« zu leben, gegenüber einem Leben in Saus und Braus – war zu anstrengend. Das einträgliche Drogengeschäft übte eine zu starke Anziehungskraft aus: Es übertrumpfte einfach alles, was ein Durchschnittsleben zu bieten hatte. Also mietete er eine Wohnung im East Village an und arbeitete ganztags im Rauschgifthandel, umgeben von komischen Typen aus Lower Manhattan mit Vorstrafenregister und Bandenzugehörigkeit – seiner »Crew«. Es ergab sich, dass Ma dort auf-

tauchte, genau um diesen Zeitpunkt herum, und sich in derselben unkonventionellen Clique einfach treiben ließ.

Jahre später begegneten sie sich im Loft eines Freundes. Speed und Kokain wurden so beiläufig wie Softdrinks verteilt, und alle tanzten im Licht sanft schimmernder Lavalampen zu Discomusik die Nacht durch, umwabert vom Duft der Räucherstäbchen. Sie hatten sich schon vorher ein paarmal getroffen, als er Ma Speed oder Heroin verkaufte. Gewöhnt an ihr Leben auf der Straße, war Mas erster Eindruck von Daddy wie die Begegnung mit einem Filmstar.

»Du hättest mal sehen müssen, wie dein Vater die Aufmerksamkeit auf sich zog«, erzählte sie mir. »Er hatte alle im Griff, forderte reihum Respekt ein.« Als sie zusammenkamen, war Ma zweiundzwanzig und Daddy vierunddreißig Jahre alt. Ma folgte dem Modetrend der Siebziger, mit Blumenkinder-Bluse und nahezu unsichtbaren Hotpants. Daddy beschrieb sie als vergnügt und ausgelassen mit langem, gewelltem schwarzen Haar und strahlenden, durchdringenden bernsteinfarbenen Augen. Daddy sagte, er habe sie nur einmal angesehen und sich in ihre Unschuld verliebt. Aber eben auch in ihre Entschlossenheit und Stärke. »Sie war unberechenbar«, sagt er. »Man wusste nie, ob sie verschlagen oder total naiv war. Bei ihr war beides möglich.«

Sie verstanden sich auf Anhieb prächtig und benahmen sich in vielerlei Hinsicht wie jedes frisch verliebte Pärchen: leidenschaftlich und erpicht darauf, zusammen zu sein. Aber statt ins Kino oder ins Restaurant zu gehen, war der nächste Schuss ihre Gemeinsamkeit. Sie dröhnten sich zu, um Vertrautheit zu finden. Langsam vernachlässigten Ma und Daddy ihre Clique, um Zeit füreinander zu haben; sie spazierten durch Manhattans Straßen, hielten Händchen und brachten sich gegenseitig in Stimmung. Sie nahmen Briefchen mit Kokain und Bierflaschen in den Central Park mit, wo sie sich dann auf einem Hügel niederließen, um sich im Mondlicht Arm in Arm auszustrecken und high zu werden.

Wenn das Leben meinen Eltern vor ihrem Kennenlernen unterschiedliche Aussichten geboten hatte, bevor sie sich trafen, so dauerte es nicht lange, bis ihre Wege vollkommen parallel verliefen. Der verfrühte Start unserer Familie glich sie aneinander an, als sie Anfang 1977 zusammenzogen. Lisa, meine ältere Schwester, wurde im Februar 1978 geboren, als Ma dreiundzwanzig war.

In Lisas Kindheit setzten meine Eltern eine von Daddys einträglicheren Drogenbetrügereien in Gang. Das Szenario beinhaltete das Vortäuschen einer fiktiven Arztpraxis, um dadurch den Erwerb von Schmerzmitteln auf Rezept zu ermöglichen, von denen Daddy sagte, sie seien »stark genug, um ein Pferd bewusstlos zu machen«. Üblicherweise bei Krebspatienten im Sterbehospiz eingesetzt, hatte nur eine einzige dieser winzigen Pillen einen Straßenwert von fünfzehn Dollar. Allein für seine Studentenklientel vom College pflegte Daddy gefälschte Rezepte für den Umschlag von Hunderten dieser Pillen pro Woche auszustellen, mit denen Ma und Daddy sich ein Einkommen von Tausenden von Dollar im Monat verschafften.

Daddy mühte sich unglaublich ab, um seine Verhaftung zu verhindern. Geduld und Detailbesessenheit würden ihn seiner Überzeugung nach vor dem Gefängnis bewahren. »Man muss es *richtig* angehen«, sagte er. Akribisch benutzte Daddy das Telefonbuch und Stadtpläne aller fünf Bezirke New York Citys, um sorgsam einen Plan der Apotheken aufzustellen, die sie systematisch Woche für Woche ansteuern würden. Der bei Weitem riskanteste Teil des ganzen Betrugs bestand tatsächlich im Betreten der Apotheke zum Einlösen eines Rezepts, ein Schritt, der durch die gesetzliche Verpflichtung des Apothekers, die Ärzte anzurufen und alle »Verschreibungen« für derartig starke Schmerzmittel zu überprüfen, noch riskanter wurde.

Daddy dachte sich einen Weg aus, die Anrufe der Apotheker abzufangen. Damals überprüften die Telefongesellschaften die Anmelde Daten von Ärzten noch nicht, also beantragte und kündigte Daddy häufig neue Telefonnummern mit Namen von An-

tragstellern, die er entweder aus der Luft griff, oder er ließ sich von früheren Professoren inspirieren, Dr. Newman, Dr. Cohen, Dr. Glasser. Die Apotheker erreichten tatsächlich jemanden am anderen Ende der Leitung, sie wurden sogar von einer Sekretärin durchgestellt. In Wahrheit waren es nur Ma und Daddy in Teamarbeit. Ihre Arbeitstage waren lang, und sie benutzten wochenweise angemietete Zimmer in Absteigen über ganz New York City verteilt, während Freunde auf Lisa aufpassten, die zu diesem Zeitpunkt erst ein paar Monate alt war.

Die Rezepte erstellte Daddy mithilfe seiner Crew. Er beteiligte Freunde in einer Druckerei an seinem Profit im Austausch für die konstante Versorgung mit individuell angefertigten Stempeln mit den Namen der falschen Ärzte und der Versorgung mit echt aussehenden Rezeptblöcken. Mithilfe seiner Verbindungen und des Preises von fünfundzwanzig Dollar pro Block verwandelte Daddy leere Rezepte zu Gold, eine wahre Gelddruckmaschine, Stempel für Stempel. Durch seine Planung, sagte Daddy, war sein Szenario »wasserdicht« und hätte auch weiterhin funktioniert, wäre da nicht Mas kleines Missgeschick gewesen.

Er übernahm jedoch die Verantwortung für zumindest die Hälfte der begangenen Fehler und gab zu: »Wir hätten niemals etwas aus unseren eigenen Vorräten für uns nehmen dürfen, das war ein echter Anfängerfehler. Wenn du süchtig bist nach deinem eigenen Geheimvorrat, kommst du in Bedrängnis.«

Aber es ließ sich einfach nicht genau sagen, ob es Mas Abhängigkeit war, die sie so in Bedrängnis geraten ließ, dass sie die offensichtliche rote Flagge ignorierte, oder ob es einfach an der für Ma typischen Ungeduld lag. Daddy hatte Ma sorgfältig vor den Anzeichen gewarnt, die verrietten, dass ein Apotheker dir auf die Schliche gekommen war: »Wenn du nur einen Tag zuvor ein Rezept für hochverdächtige Schmerzmittel vorgelegt hast, dann gibt es ganz sicher nur einen einzigen Grund, warum ein Apotheker dich bittet, noch zwanzig Minuten länger zu warten – er hat die Polizei gerufen, und du solltest dich so schnell wie möglich aus dem

Staub machen.« Daddy hatte Ma vor dieser Situation gewarnt und es ihr genau erklärt.

Aber am Tag ihrer Verhaftung würde Ma, die bekannt war für ihre Kompromisslosigkeit und Unnachgiebigkeit, wenn sie etwas wollte, lediglich erklären: »Ich konnte einfach nicht anders, ich musste noch mal da aufkreuzen, Lizzy. Es bestand die Chance, dass er mir die Pillen geben würde, weißt du? Ich musste es zumindest versuchen.« Sie bekam am helllichten Tag Handschellen angelegt und wurde kurzerhand von einem Polizisten, der in der (berechtigten) Hoffnung auf den Anruf reagiert hatte, er würde die Kriminellen fangen, die für das Abzocken unzähliger Apotheken in allen fünf Bezirken verantwortlich waren, in ein bereitstehendes Polizeiauto gesetzt. Ohne es zu wissen, war Ma zu diesem Zeitpunkt bereits schwanger mit mir.

Seit über einem Jahr hatten die FBI-Polizisten Beweise gesammelt, darunter belastende Dokumente und Filmmaterial aus Sicherheitskameras, das Ma und Daddy unlegbar mit nahezu jeder betroffenen Apotheke in Verbindung brachte. Und als ob das nicht schon genug gewesen wäre, fanden die Polizisten, als sie die Tür eintraten, um Daddy zu verhaften, beutelweise Kokain und Dutzende von Pillen auf dem Tisch ihres Apartments im East Village verteilt, des Weiteren Luxusgegenstände wie einen Schrank voller Nerzmäntel, Dutzende Paar Lederschuhe, Ledermäntel, Goldschmuck, mehrere Tausend Dollar in bar und sogar einen Glasbehälter, in dem sich ein gigantischer Burmesischer Phyton befand.

Daddy, der die Mehrheit ihrer illegalen Aktivitäten inszeniert und ausgeführt hatte, wurde wegen einer Vielzahl von Betrügereien angeklagt, darunter auch das Verkörpern eines Arztes. Bei seiner Verhandlung karnte der Staatsanwalt – als dramatische Effekthascherei – einen bis zum Rand mit gefälschten Rezepten gefüllten Einkaufswagen ins Gericht, auf denen sich Daddys Handschrift und betrügerische Stempel befanden. »Haben Sie etwas zur Ihrer Verteidigung zu sagen, Mr. Finnerty?«, fragte der Richter.

»Nein, Euer Ehren«, antwortete er, »ich denke, das hier spricht für sich.«

Bei alledem verloren sie fast das Sorgerecht für Lisa, aber Ma hielt die strenge Anwesenheitspflicht in einem Programm für Elternziehung durch, das zwischen ihrer Verhaftung und ihrer möglichen Verurteilung stattfand. Diese Tatsache, in Kombination mit einem hochschwangeren Bauch am Tag ihrer Verhandlung vor Gericht, sorgte für ein gerade ausreichendes Maß an Milde, damit sie freigesprochen wurde.

Daddy hatte weniger Glück. Er wurde zu drei Jahren Gefängnis verurteilt und am Tag von Ronald Reagans Wahl zum Präsidenten in das Passaic County Jail in Paterson, New Jersey, verlegt.

Am Tag ihrer Verhandlung trug Ma zwei Stangen Zigaretten und eine Rolle Vierteldollarmünzen bei sich, weil sie sich ihrer Verurteilung so sicher war. Aber im Moment der Entscheidung – die jeden in diesem Gericht überraschte, sogar Mas eigenen Anwalt – bedachte der Richter sie mit einem mitleidvollen Blick, um dann eine Bewährungsstrafe zu verkünden und den nächsten Fall aufzurufen.

Die Kautions, eintausend Dollar – der allerletzte Rest der Einkünfte meiner Eltern aus ihren Glanzzeiten –, wurde ihr als Scheck auf dem Weg nach draußen überreicht.

Mit diesem Scheck in der Hand sah Ma die Chance eines Neustarts vor sich und nutzte sie. Die Kautions ging für Eimer mit frischer Farbe, dichte Vorhänge und einheitlichen Teppichboden in unserer Dreizimmerwohnung in der Bronx auf der University Avenue drauf, einer Gegend, die bald zu einer der kriminellsten von ganz New York City werden sollte.

Ich wurde zum Herbstbeginn geboren, am Ende einer langen Hitzewelle, die die Kinder in der Nachbarschaft dazu bewegt hatte, die Hydranten aufzubrechen, und Ma dazu brachte, sirrende Ventilatoren in jedes Fenster zu stellen. Am Nachmittag des 23. Septembers 1980 erhielt Daddy – in Haft und Erwartung seiner Verurteilung – einen Anruf von Charlotte, der Mutter meiner Mutter. Sie

teilte ihm mit, dass seine Tochter mit Drogen im Körper, aber ohne Geburtsschäden zur Welt gekommen sei. Ma hatte während keiner ihrer Schwangerschaften aufgepasst, aber sowohl Lisa als auch ich hatten Glück. Ich pinkelte die Krankenschwester von oben bis unten an und wurde mit einem Gewicht von 4337 Gramm für gesund erklärt.

»Sie sieht aus wie du, Peter. Genau dein Gesicht.«

Später in seiner Zelle wählte Daddy den Namen Elizabeth für mich aus. Weil Daddy und Ma nie offiziell verheiratet waren und Daddy nicht da war, um die Vaterschaft anzuerkennen, erhielt ich Mas Nachnamen, Murray.

Zu Hause erwartete mich eine neue Wiege in meinem frisch gestalteten Kinderzimmer. Ma kam nie über den Gesichtsausdruck ihrer Bewährungshelferin hinweg, die zu einem Kontrollbesuch vorbeikam. Lisa und ich trugen brandneue Kleidchen, die Wohnung war blitzsauber und der Kühlschrank vollgestopft mit Lebensmitteln. Ma strahlte vor Stolz und erhielt eine glänzende Beurteilung. Sie erhielt von da an regelmäßige Zahlungen vom Sozialamt, um uns zu versorgen, und so legten wir ganz von vorne los, als Familie.

Die nächsten paar Jahre verliefen geregelt zwischen Mas Besuchen bei Daddy und ihren Anstrengungen, sich Unterstützung in ihrer Rolle als frisch besonnene alleinerziehende Mutter zu verschaffen. Ab und zu, am Seiteneingang der Tolentine Church, verteilte eine Nonne an Ma umsonst Scheibenkäse und riesige Tuben salzfreier Erdnussbutter, dazu ungeschnittene Brotlaibe in langen braunen Papiertüten. Die Arme voller Lebensmittel, blieb Ma still vor der Schwester stehen, während sie uns drei mit dem Kreuzzeichen segnete. Erst danach war es uns gestattet zu gehen, und Lisa half dann, meinen Kinderwagen zu schieben.

Aus diesen Vorräten, zusammen mit Rosinentüten und Weizenmehl, bestanden unsere Frühstücke und Snacks. Im Met-Food-Supermarkt gab es Hotdogs aus Schweinefleisch zu neunundneunzig Cents die Achterpackung. Zum Abendessen gab's diese in

dicke Scheiben geschnittenen Billig-Frankfurter mit schaufelweise Makkaroni und Käse.

Was die Kleidung betraf, half uns Daddys Mutter, obwohl wir sie nie kennengelernt hatten. Zu den Feiertagen schickte sie uns Pakete von einem Ort aus, der Long Island hieß und wo laut Daddy die Straßen gesäumt waren von wunderschönen Häusern. Die Kartons stammten aus Großeinkäufen von Papierhandtüchern oder Wasserflaschen, aber innen drinnen enthielten sie wahre Schätze. Unter mehreren Schichten Zeitungspapier fanden wir farbenfrohe Kleidungsstücke, kleine Küchenutensilien und frisch gebackene, süß duftende Walnuss-Brownies in bunten Keksdosen, die wir in einem wackeligen Stapel sammelten. Höfliche kurze Mitteilungen in sauberer Handschrift – die Ma sich nie die Mühe machte zu lesen – waren an die obere Kartonlasche geheftet, manchmal zusammen mit einem druckfrischen, sorgfältig hineingeklebten Fünfdollarschein.

Die Mitteilungen schmiss sie in den Müll, aber das Geld bewahrte sie, mit einem Gummi zusammengehalten, in einer kleinen roten Schachtel auf der Frisierkommode auf. Wann immer das Bündel dick genug war, führte sie uns auf ein Happy Meal zu McDonald's aus. Sie selbst gönnte sich ein paar Schachteln Zigaretten der Marke Winston, Bier in schlanken, dunklen Flaschen und Münsterkäse.

Als ich drei Jahre alt war, breitete Daddy seine Entlassungspapiere fächerförmig neben mir auf der extragroßen Matratze im Schlafzimmer meiner Eltern aus. Ich blickte auf, erstaunt über eine männliche Stimme in der Wohnung, über die Art, wie Ma behutsam im Licht der Nachmittagssonne um ihn herumtänzelte. Seine Bewegungen waren schnell und ungeduldig, was es erschwerte, sich auf seinen Gesichtsausdruck zu konzentrieren.

»*Ich bin dein Va-ter*«, kam es laut und überdeutlich unter seiner Zeitungverkäufermütze hervor, als ob seine Ernsthaftigkeit mein Verstehen beeinflussen sollte.

Stattdessen versteckte ich mich hinter den Beinen meiner Mut-

ter und weinte leise vor lauter Verwirrung. An diesem Tag verbrachte ich den Abend allein in meinem eigenen Bett statt an Mas Seite. Meine Eltern, zum ersten Mal in meinem Leben vereint, waren nichts als ein Wirrwarr aus Stimmen, die durch die dicke Tür, die unsere Zimmer voneinander trennte, unvorhersehbar lauter und dann wieder leiser wurden.

In den folgenden Monaten sah Ma die Dinge immer lockerer. Der Haushalt wurde vernachlässigt; dreckige Teller stapelten sich tagelang in der Spüle. Sie ging seltener mit uns in den Park. Stundenlang wartete ich zu Hause darauf, in Mas Aktivitäten eingebunden zu werden, und ich konnte nicht begreifen, warum ich nicht länger Teil davon war. Und weil ich mich durch diese Veränderungen zurückgesetzt fühlte, wollte ich unbedingt meinen Weg zu ihr zurückfinden.

Ich begriff, dass Ma und Daddy seltsame Angewohnheiten teilten, deren gesamtes Ausmaß vor mir geheim gehalten wurde. Wie in hektischer Vorbereitung zu einer Art Zeremonie breiteten sie Löffel und andere Objekte auf dem Küchentisch aus. Bei dieser Vorführung tauschten sie sich in schnellen, kurzen Kommandos aus. Wasser wurde benötigt – eine kleine Menge aus dem Hahn –, dazu Schnürsenkel und Gürtel. Ich durfte sie auf keinen Fall stören, aber ihr geschäftiges Treiben aus der Ferne zu beobachten war erlaubt. Ich sah oft von der Tür aus zu und versuchte, die Bedeutung hinter ihrem Tun zu begreifen. Aber jedes Mal, wenn Ma und Daddy damit fertig waren, die komischen Sachen auf dem Tisch zu verteilen, genau dann stand einer der beiden in der allerletzten Minute auf und schloss die Küchentür, sodass ich nichts mehr mitbekam.

All das blieb rätselhaft für mich, bis ich mich an einem Sommerabend selbst in meinem Kinderwagen (den ich benutzen würde, bis er unter meinem Gewicht zusammenbrach) vor der Küchentür parkte. Als mir die Tür wieder vor der Nase zugemacht wurde, rührte ich mich nicht vom Fleck, sondern blieb, wo ich war, und wartete. Ich beobachtete Küchenschaben, die sich unter

der Türritze hinein- und hinausschlängelten – unsere neuesten Mitbewohner, da Ma aufgehört hatte, regelmäßig zu putzen –, während eine Minute nach der anderen vorbeikroch. Als Ma endlich wiederauftauchte, war ihr Gesicht verkrampft, und sie kniff die Lippen zusammen.

Mit sicherem Gespür dafür, dass sie fertig waren, sagte ich etwas, was man mir noch jahrelang als Anekdote erzählen würde.

Ich hob meine Arme und gab einen Singsang zum Besten: »Alles fertig!«

Völlig überrumpelt blieb Ma stehen, beugte sich zu mir herab und fragte mich ungläubig: »Was hast du gesagt, mein Schatz?«

»Alles fertig!«, wiederholte ich, hocheifrig über Mas plötzliches Interesse an mir.

Sie rief nach Daddy. »Peter, sie weiß Bescheid! Sieh sie dir an, sie versteht alles!«

Er lachte kurz amüsiert auf und kümmerte sich wieder um seinen Kram. Ma blieb an meiner Seite und strich mir übers Haar. »Ach, mein Schatz, was weißt du schon?«

Außer mir vor Freude, dass ich meinen Platz in ihrem Spiel gefunden hatte, machte ich es mir zur Gewohnheit, mich jedes Mal vor die Küchentür zu setzen, wenn sie sich dorthin zurückzogen.

Irgendwann ließen sie die Tür offen stehen.

Als ich fünf Jahre alt war, waren wir zu einer ganz normalen, vom Staat abhängigen vierköpfigen Familie geworden. Der Erste des Monats, der Tag, an dem Mas Bezüge von der Sozialhilfe fällig waren, beinhaltete all die Rituale und Feierlichkeiten eines Weihnachtsmorgens. Unsere gemeinsame Vorfreude auf das Geld erfüllte die Wohnung mit einer Art elektrischer Spannung, die dafür sorgte, dass Ma und Daddy wenigstens für vierundzwanzig Stunden eines jeden Monats umgänglich und aufgekratzt waren. Das war die einzige Übereinstimmung meiner Eltern.

Der Staat gab die paar hundert Dollar an diejenigen, die aus dem einen oder anderen Grund nicht in der Lage waren zu arbei-

ten – obwohl ich unsere körperlich gesunden Nachbarn oft zusammengerottet neben den Briefkästen beobachtete, die erwartungsvoll zusahen, wie sie mit den dünnen, blauen Umschlägen gefüttert wurden. Ma, die ganz offiziell aufgrund einer angeborenen Augenkrankheit als blind galt, war zufällig eine der wenigen rechtmäßigen Empfänger des Sozialhilfeszuschusses für Behinderte. Das weiß ich, weil ich dabei war, als sie zu den Aufnahmekriterien befragt wurde.

Die Frau hinter dem Schreibtisch sagte ihr, sie sei so blind, dass sie, sollte sie jemals ein Auto fahren, »wahrscheinlich allen Lebewesen, die ihren Weg kreuzen, das Leben nehmen würde«.

Dann schüttelte sie Mas Hand und beglückwünschte sie zu ihrer Berechtigung und zu ihrer Fähigkeit, erfolgreich eine Straße zu überqueren.

»Unterschreiben Sie bitte hier. Ihre Schecks dürfen Sie zu jedem Ersten des Monats erwarten.«

Und das taten wir. Tatsächlich erwartete unsere Familie nichts so sehr wie Mas Scheck. Das Auftauchen des Postboten löste einen Dominoeffekt aus und setzte den gesamten Tagesablauf, und unser über alles geschätztes Ritual, in Gang. Meine Aufgabe war es, mich aus meinem Kinderzimmerfenster zu lehnen, das nach vorne rausging, und das Auftauchen des Postboten lautstark Ma und Daddy zu verkünden.

»Lizzy, sag Bescheid, sobald du auch nur irgendwas von ihm siehst. Denk daran, schau nach *links*.«

Wenn Ma nur ein paar Minuten früher über sein Kommen informiert war, konnte sie die Krimskramsschublade nach ihrem Berechtigungsausweis durchwühlen, ihren Scheck aus dem Briefkasten fischen und als Erste in der Schlange des Auszahlungsschalters stehen. Die Rolle, die ich an diesen Tagen innehatte, wurde zu einem unschätzbaren Bestandteil im Ablauf des Routineprogramms.

Mit nach hinten gestreckten Ellbogen umklammerte ich die verrostete Schutzvorrichtung am Fenster und reckte wiederhol-

te Male den ganzen Vormittag lang meinen Hals so weit wie möglich in die Sommersonne. Die Aufgabe gab mir ein Gefühl von Wichtigkeit. Erblickte ich die blaue Uniform, die über den Hügel kam – ein städtischer Nikolaus, der den dazu passenden Karren schob –, konnte ich es kaum erwarten, ihn anzukündigen. In der Zwischenzeit hörte ich meinen Eltern beim Warten zu.

Ma, die in ihrem überdimensionierten Sorgenstuhl saß und die gelbe Polsterung herauszupfte.

»Verdammt. *Verdammt!* Das Arschloch lässt sich Zeit. Verdammt.«

Daddy, der ihre Planung zum hundertsten Mal durchging, dabei auf- und abmarschierte und Kreise in die Luft malte, als könne er so die gefühlte Wartezeit verkürzen.

»Okay, Jeanie, wir machen einen kleinen Zwischenstopp, um Koks zu kaufen, dann kümmern wir uns um die Stromrechnung. Dann kaufen wir zweihundert Gramm Fleischwurst für die Kinder. Und ich brauche Geld für Token.«

In dem Moment, in dem ich den Postboten erblickte, konnte ich es ihnen in derselben Sekunde sagen, oder ich wartete ein kleines bisschen länger. Es war der kleine Unterschied, ihre ganze Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen oder sie zu verlieren – der Verzicht auf diesen einzigen Moment, in dem ich genauso bedeutsam war wie sie, genauso wichtig wie der Postbote oder sogar das Geld selbst. Aber ich konnte mich nie bremsen; in dem Moment, in dem ich ihn um die Ecke kommen sah, rief ich: »Er kommt! Ich kann ihn sehen! Er kommt!« Und so konnten wir alle in die nächste Phase unseres Tagesablaufs eintreten.

Hinter der grell bunten Glasfassade des Auszahlungsbüros gab es Attraktionen für jedes Alter. Kinder zog es an die Quarter-Automaten, nebeneinander aufgereihte gläserne Kästen auf Metallstangen, vollgestopft mit allem möglichen Spielzeug. Sie warteten

ungeduldig auf die Vierteldollarmünzen, damit sich die Plastikspinne auf dem Ring in Gang setzte, genauso wie der Mann, dessen Größe sich im Wasser verzehnfachte, oder die abwaschbaren Tattoos aus Schmetterlingen, Comic-Helden oder Herzen in Pink und Rot. Oben neben der Kasse hingen die Rubbellose für obdachlose Männer mit Spielsucht oder hoffnungsvolle Frauen, die dem Reiz der Aussicht auf eine Glückssträhne ein paar Dollar vom Haushaltsgeld opferten. Oft bekreuzigten sich diese Damen mit theatralischem Gestus, bevor sie die Felder mit einem einzelnen Penny oder Dime abkratzten. Aber für viele in der Reihe war selbst das kleinste Los als Zeitvertreib unbezahlbar.

Frauen bildeten diese endlose Schlange, Frauen mit Monatsrechnungen in verkrampften Händen, Frauen mit finsterem Blick, Frauen mit Kindern. Ihre Männer (wenn sie überhaupt dabei waren) hielten, lässig an Trennwände aus Metall gelehnt, sorgsam Abstand. Entweder kamen sie mit den Frauen in das Büro und traten dann zur Seite, bis der Scheck eingelöst war, oder sie waren schon vorher da, vorausschauend und gut informiert über den Ablauf des Programms – um ganz sicherzugehen, ihrer Ehefrau oder Freundin einen Teil des Geldes abzuknöpfen. Die Frauen versuchten im Rahmen ihrer Kräfte, die Kerle abzuwehren, und verzichteten auf so viel, wie sie mussten, um dann das Beste aus dem zu machen, was ihnen blieb. Lisa und ich gewöhnten uns so sehr an dieses Chaos, dass wir kaum noch aufblickten, wenn die Erwachsenen lautstark miteinander stritten.

Lisa lungerte bei den Quarter-Automaten herum, angezogen von den glitzernden Aufklebern. Ich blieb in der Nähe unserer Eltern, die sich von den anderen Erwachsenen dahingehend unterschieden, dass sie als Team vorgingen und seit ihrer Ankunft hier ein gemeinsames Ziel verfolgten. Ich war Mitwirkende in ihrem Freudentaumel und erpicht darauf, mir ihre Begeisterung zu eigen zu machen.

Könnte ich die Freude am Zahltag in einzelne Segmente einteilen, dann würde nichts die Phase übertreffen, in der Ma und

ich gemeinsam in der Schlange anstanden. Während sie darauf wartete, am Schalter dranzukommen, war ich wieder ihre Gehilfin. In diesen intensiven, erwartungsvollen Momenten war Ma am stärksten auf mich angewiesen. Dies war der Augenblick, in dem ich glänzen konnte, und ich zeigte mich der Situation gewachsen.

»Noch acht vor uns, Ma. Sieben. Mach dir keine Sorgen, die Kassiererin arbeitet schnell.«

Ihr Lächeln, als ich meinen Bericht ablieferte, gehörte nur mir. Das Maß der Aufmerksamkeit, das sie mir zukommen ließ, hing von der Nummer ab, die ich in zuversichtlichem Ton verkündete. Ich hätte den Rest des Zahltags gegen zehn mehr Menschen in der Schlange vor uns eingetauscht, weil Ma während dieser Zeitspanne garantiert nirgendwohin verschwand. Ich hätte mir keine Sorgen mehr über Mas Angewohnheit machen müssen, uns mittendrin einfach zu verlassen.

Einmal waren wir alle vier auf dem Weg zum *Loew's Paradise Theater* auf dem Grand Concourse, um uns eine ermäßigte Vorführung von *Alice im Wunderland* anzusehen. Auf dem Spaziergang dorthin erklärte uns Daddy, dass der Concourse mal eine luxuriöse Gegend der Bronx gewesen war, ein Boulevard mit kunstvoller Architektur, die die Reichen anzog. Aber alles, was ich auf unserem Weg sehen konnte, waren riesige, schmutzig graue Ziegelbauten mit vereinzelt verdreckten Engeln oder Wasserspeiern über den Eingängen, die zwar angeschlagen und rissig waren, aber die Stellung hielten. Wir setzten uns in ein fast leeres Kino.

Ma blieb nicht bis zum Schluss. Es ist nicht so, dass sie es nicht versucht hätte, sie stand ein-, zwei-, dreimal auf, »um eine zu rauchen«. Dann verschwand sie endgültig und kehrte nicht mehr zurück. Als wir abends nach Hause kamen, spielte der Plattenspieler den traurigen, kehligen Gesang einer Frau ab. Ma sog an ihrer Zigarette und studierte ihren gertenschlanken nackten Körper eingehend in dem mannshohen Spiegel.

»Wo wart ihr denn?«, fragte sie unbefangen, und ich überlegte sofort, ob ich es mir nur eingebildet hätte, dass sie überhaupt mit uns mitgekommen war.

Aber in der Zahntag-Schlange rührte sie sich nicht vom Fleck. So sehr sie auch herumzappelte, Ma würde niemals ohne das Geld weggehen. Also nutzte ich die Gelegenheit, ihre Hand zu halten und ihr Fragen darüber zu stellen, wie sie in meinem Alter so gewesen war.

»Keine Ahnung, Lizzy. Ich war frech als Kind. Ich habe geklaut und die Schule geschwänzt. Wie viele sind noch vor uns, Schätzchen?«

Jedes Mal, wenn ich sie ansah, deutete Ma auf den Kassierer und wies mich an, alles im Auge zu behalten. Ihre Aufmerksamkeit zu ergattern, war ein Drahtseilakt zwischen dem Einstreuen von Fragen und der Demonstration, dass ich den vollen Überblick hatte. Ich versicherte ihr immer wieder, dass wir es fast geschafft hätten; insgeheim wünschte ich mir, sie müsste so lange wie möglich warten, länger als alle anderen.

»Keine Ahnung, Lizzy. Du bist ein freundlicheres Kind, und du hast als Baby nie geschrien. Du hast so ein Geräusch von dir gegeben wie *eh, eh*. So was von süß, fast höflich. Lisa hat sich die Seele aus dem Leib gebrüllt und alles kaputt gemacht, meine Zeitschriften zerfleddert, aber du hast nie geschrien. Ich hatte schon Angst, du seiest zurückgeblieben, aber alle sagten, du seiest ganz normal. Du warst immer ein braves Kind. Wie viele noch, Schätzchen?«

Selbst wenn man mir dieselben Geschichten wieder und wieder erzählte, wurde ich niemals müde zu fragen.

»Wie lautete mein erstes Wort?«

»Mommy«. Du gabst mir die Flasche zurück und sagtest: ›Mommy.‹ Du warst zum Schießen.«

»Wie alt war ich da?«

»Zehn Monate.«

»Wie lange wohnen wir schon in unserem Haus?«

»Seit Jahren.«
»Wie viele genau?«
»Lizzy, mach Platz, ich bin dran.«

Zu Hause verteilten wir uns auf zwei Zimmer: das Wohnzimmer für uns Kinder, daneben die Küche für Ma und Daddy. Anders als sonst gab es am Ersten des Monats Lebensmittel in Hülle und Fülle. Lisa und ich aßen abends ein *Happy Meal* vor dem Schwarz-Weiß-Fernseher, zur Begleitmusik klirrender Löffel auf dem Tisch und rückender Stühle nebenan – und diesen langen, stillen Momenten, von denen wir wussten, auf was sie sich nun konzentrierten. Daddy musste es bei Ma machen, denn wegen ihrer schlechten Augen fand sie nie eine Vene.

Zu guter Letzt genossen wir alle vier den zweitbesten Teil des Tages. Wir lümmelten zusammen im Wohnzimmer vor dem flimmernden Fernseher herum. Draußen lief die blecherne Musik des Eiswagens in Endlosschleife, und irgendwelche Kinder versammelten sich und stoben auseinander, immer wieder in einem ständig neuen Fangspiel.

Alle vier vereint. Das Fett der Pommes frites an meinen Fingerspitzen. Lisa, die von einem Cheeseburger abbeißt. Ma und Daddy, die gleich hinter uns zucken und zappeln, vollkommen euphorisch.

»Zwischen den Kissen, Lizzy. Genau, ich sag's doch, im Sofa. Press dein Ohr fest genug dran, warte ein paar Minuten, und dann hörst du das Meer.«

»Wirklich?«

»Ja, Lizzy. Ich sag's nicht noch mal. Du weißt, dass ich das nicht ausstehen kann. Entweder willst du es hören oder eben nicht.«

»Ich will ja!«

»Dann press dein Ohr da drauf, richtig fest, und *hör genau hin*.«

»Okay.«

Als meine ältere Schwester war Lisa mit etwas Geheimnisvol-

lem umgeben, einer Macht, die mich als Kind beeinflusste und einschüchterte. Einige ihrer Talente, die mich am meisten beeindruckten – um nur ein paar davon zu nennen –, reichten vom Zöpfeflechten über Fingerschnippen bis hin zum Pfeifen der kompletten Erkennungsmelodie von *Verliebt in eine Hexe*. In meinen Augen war sie eine Königin, die ihre Befehlsgewalt in vielfachen Angelegenheiten erhobenen Hauptes verkündete – Aussagen, die ich ob meines jungen Alters fraglos akzeptierte. Selbst wenn ihre Behauptungen abstrakt klangen, dachte ich, dass sie wie ein Mathelehrer, der das Rechnen beherrscht, Wissen innehatte: Auf mysteriöse Art und Weise und ohne jeden Zweifel war es einfach so. Durch mein blindes Vertrauen war ich ihren Streichen mehr als einmal auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

»Gut, jetzt leg dir dieses andere Kissen auf den Kopf.«

»Warum?«

»Du gehst mir auf die Nerven! Willst du das Meer hören oder nicht?«

Warum auch nicht? Ich wusste doch, dass man den Ozean in den einfachen Muscheln, die wir von unseren Ausflügen mit Ma an den Orchard Beach – der nun wahrlich nicht am Meer lag – mit nach Hause gebracht hatten, hören konnte, warum also sollte ein Sofakissen weniger gut dazu geeignet sein? Und woher sollte ich wissen, was Lisa tun würde, als sie auf mich draufhüpfte und sich auf meinem Kopf niederließ? Wie sollte ich ahnen, dass sie einen lauten, stinkenden Furz über mir ablassen würde?

»Der ist für dich! Hör dir das Meeresbrausen an, Lizzy!«, rief sie, während ich unter ihr wie wild um mich schlug und meine Schreie von ihrem Gewicht erstickt wurden.

Hätte mich diese Erfahrung besser auf Halloween vorbereiten sollen, als Lisa und ihre Freundin Jesenia aus der ersten Klasse »aus Sicherheitsgründen« einen »Geschmackstest« all meiner Süßigkeiten durchführten und mir in meinem Halloween-Beutel nur Pennys und Lakritzrauten für alte Damen zurückließen? Während ihrer »Überprüfung« hatte ich einen einzigen Kaugum-

mi in meiner Hand versteckt und fest daran geglaubt, dass *ich sie* an der Nase herumführte.

Aber als die Jüngere war ich nicht immer diejenige, die zu kurz kam, hin und wieder lief es auch andersherum. Als Zweitgeborene und dank meiner älteren Schwester konnte ich die Kuriositäten des Lebens mit kopiertem Wissen angehen. Indem ich Lisas Umgang mit den verschiedensten Problemen in unserem Haushalt beobachtete, gelang es mir, ähnliche Situationen mit weniger Anstrengung zu durchlaufen.

Dieser Vorteil war sehr hilfreich beim Navigieren im Zusammenleben mit unseren Eltern. Meine Beobachtungen, wenn Lisa den falschen Kurs einschlug, halfen mir wenigstens dabei zu verstehen, was ich besser *nicht* tun sollte. Es gelang mir, das einzig korrekte Verhalten herauszufinden, das nötig war, um die Akzeptanz und Aufmerksamkeit meiner Eltern zu gewinnen – etwas, das sich bei uns zu Hause als schwierig und heikel erwies.

Samstag war für die Bewohner Manhattans Sperrmülltag, was, so meinte Daddy, automatisch bedeutete, dass sie »gut lebten«. Die Bewohner Manhattans schmissen Dinge weg, die noch voll funktionstüchtig waren, man musste nur mit Argusaugen suchen, um die guten Sachen zu entdecken. Daddy hatte einige Stammplätze für seine Suche. In meinem Zimmer hatte ich bereits eine Sammlung angefangen: drei Metallsoldaten mit nur leicht abgesplitteter Farbe und kaum sichtbaren Rissen an den vorstehenden Waffen. Dazu ein altes Paar Trickhandschellen, die ich gerne zusammen mit einem Plastikrevolver an meiner Gürtelschlaufe befestigte, damit ich aussah wie ein richtiger Polizist. Und dann war da noch ein Satz Murmeln in einem abgewetzten Lederbeutel, auf den seitlich *Gleason's* gestempelt war.

Die Geschenke waren immer begleitet von triumphalen Geschichten über den Aneignungsprozess, Erzählungen darüber, wie Daddy sich durch die Müllbeutel wühlte, während Schaulustige gafften und die Nase rümpften, wenn er »völlig intakte Dinge« herauszog. In seinen Geschichten war Daddy immer der Held, un-

terschätzt von Leuten, die er manchmal durch seine ironischen Witze verunsichern konnte.

Ab und zu begleitete ich ihn nach Downtown. Beim Herumstehen wusste ich nicht genau, wie ich damit umgehen sollte, wenn die Leute uns anstarrten und Daddy ihnen einfach den Rücken zudrehte und unverfroren weiterbuddelte. Ich versuchte, diesen Mann in seinem dreckigen, zugeknöpften Flanellhemd, das ordentlich in die genauso dreckige Jeans gesteckt war, der vor sich hinredete und Müllcontainer durchwühlte, mit ihren Augen zu sehen – als hätte er sich trotzig für ein schon lange verlorenes Berufsleben aus vergangenen Jahren angezogen. Ein ernst aussehender Mann, dunkelhaarig, mit kantigem Gesicht, wodurch er attraktiv und streng zugleich aussah, der zusammen mit seiner Tochter mitten im Müll stand, den alle anderen im weiten Bogen umrundeten. Ich erinnere mich daran, sichtbar peinlich berührt gewesen zu sein, bis Daddy mich aus meinen Gefühlen herausriss.

»Was ist los, Lizzy, ist dir das peinlich?« Er blickte bei der Frage kurz von dem widerlichen Haufen auf und nahm seine Zeitungsjungenmütze ab. »Wen kümmert's, was die Leute denken?« Er ließ meinen Blick nicht los, blinzelte nicht und beugte sich zu mir nach vorne. »Wenn du weißt, dass etwas gut für dich ist, dann schnapp es dir und scheiß auf deren Meinung. Das ist allein *deren* Problem.«

Als ich zu Daddy in seinem ganzen Trotz hochblickte, war ich stolz, als würde er ein Geheimnis mit mir teilen: wie man vergisst, was andere Leute über einen denken. Ich wollte es genauso sehen wie er, aber daran musste ich noch arbeiten. Wenn ich mich in diesen Momenten richtig anstrengte, dann gelang es mir, und ich stand neben Daddy und erwiderte die Blicke der Leute, die uns anlotzten. Aber nur, wenn ich in seinem Ton immer wieder zu mir sagte, dass es *ihr Problem* war.

Daddy war in gewisser Weise stolz auf seine Schatzsuche. Er hörte nie damit auf, diese eine Geschichte zu erzählen, wie er ein nagelneues Keyboard in genau dem Moment fand, als ihn jemand einen »Müllgräber« nannte. In seiner Erzählung hatte der Typ so-

gar die Frechheit besessen, beim Anblick des tadellosen Keyboards nachzufragen, ob Daddy es in jedem Fall selbst behalten wollte. Daddy genoss es, seine Antwort in entrüstetem Ton zu wiederholen: »Träum weiter, Kumpel!«

»Ihr Verlust, unser Gewinn«, lautete sein Kommentar, wenn wir uns über unsere Secondhandspielsachen freuten, die kaum benutzt worden waren, oder wenn er Ma eine Bluse mit einer offenen Naht überreichte, die nur genäht werden musste.

Vor uns auf dem Sofa sitzend, sang er unverständliche Texte zu einem Oldie und kramte in seiner Tasche herum, während wir voller Vorfreude abwarteten. Daddy hatte seine ganze eigene Vorgehensweise, wie er das Öffnen eines Rucksacks oder das Aufklappen eines Brillenetuis erledigte. Wir durften ihn dabei nicht unterbrechen; seine exakten Bewegungsabläufe waren Teil einer Routine, die er nicht gerne abänderte. Ließ er einen Schritt aus, wurde er sichtlich nervös und musste wieder von vorne anfangen. Ma bezeichnete seine Angewohnheiten als »zwanghaft«.

Lisa und ich wurden ungeduldig.

»Was hast du gefunden? Sag's uns! Jetzt sofort!«, forderte Lisa.

»Ja, bitte, Daddy«, sagte ich.

»Eine Minute noch, Leute.«

Er biss sich an einem Reißverschluss fest, der zwar nicht klemmte, aber er hatte eine ganz bestimmte Art und Weise, ihn zu öffnen. Dabei sumnte er in aller Seelenruhe vor sich hin.

»Daaa, da dum, darlin, you're the one.«

Ma, müde von einem Schläfchen, sah uns an und zuckte mit den Achseln.

Endlich zauberte er einen rosafarbenen Spielzeugfön für Lisa hervor. Die Ritzen, an denen das Plastik zusammengeschweißt worden war, waren dreckig. Anstelle der Knöpfe befanden sich Aufkleber, und die Aufschriften folgten einem Farbcode *High*, *Medium* und ... die niedrigste Einstellung war abgerissen worden, übrig war nur ein weißer Streifen. Lisa ließ den Fön in der Luft baumeln und verdrehte die Augen.

»Danke, Daddy«, sagte sie nicht besonders begeistert.

»Dachte ich mir doch, dass er dir gefällt«, lautete sein Kommentar, während er in seiner Tasche das suchte, was er mir mitgebracht hatte.

»Können wir jetzt essen?«, fragte Lisa.

»Noch eine Minute«, erwiderte Ma mit erhobenem Finger.

Als Nächstes hielt Daddy einen weiß-blauen Monsterlaster mit reflektierenden Fenstern und dicken Profilreifen in die Höhe. Der Dreck hatte sich in jeder verfügbaren Ritze niedergelassen und verfärbte die weißen Teile grau, was den Spielzeugtruck richtig straßenerprobt aussehen ließ.

Bevor es überhaupt seine Hände verließ, wusste ich genau, wie ich auf Daddys Geschenk reagieren würde. Fast mein gesamtes Verhalten meinen Eltern gegenüber war gründlich durchdacht, eine sorgfältig überlegte Auswahl an Äußerungen und Reaktionen. Auf diese Art und Weise überließ ich nichts dem Zufall. Stattdessen entwickelte ich ein Geschick darin, genau zu wissen, wie ich ihre Aufmerksamkeit auf mich ziehen konnte. In diesem Fall schenkte mir Daddy etwas, das er für ein »Jungenspielzeug« hielt, und mir war völlig klar, wie ich darauf zu reagieren hatte. Die Jahre, die ich seinen verächtlichen Kommentaren über alles, was er für »mädchenhaft« hielt, zugehört hatte, hatten es mich gelehrt.

Wann immer Ma sich im Fernsehen Talkshows ansah, in denen es um Frauenthemen wie »sich fett fühlen« oder »dem eigenen Mann die Stirn bieten« ging, schwebte Daddy durchs Wohnzimmer, tat einen schrillen Ton und imitierte die Frauen und ihr gequältes Gejammerge.

»Ach, die Welt ist so schlecht zu Frauen. Lasst uns eine Mitleids-party feiern und niemals darüber hinwegkommen. Ach!«

Auf Lisas Angewohnheit, in den Spiegel zu schauen, zeigte er dieselbe Reaktion. Lisa saß gerne versunken in einer Ecke und begutachtete ihr Spiegelbild, probierte verschiedene Arten zu lächeln und ihre Mimik aus. Sie konnte gut und gerne eine Stunde lang sich selbst betrachten.

Als Reaktion darauf verdrehte Daddy die Augen zum Himmel, hob das Kinn und spreizte seine Finger hinter dem Kopf zu einem groben Abbild einer Krone. Er sprach dann in demselben Tonfall, den ich als Erkennungszeichen seiner Beurteilungen von allem »Weiblichen« abgespeichert hatte.

»Siehst du dir mein Gesicht an? Oh, nein? Na gut, dann sehe ich es mir selbst an.«

Daddy ließ auf seine eigenen Witze immer ein polterndes Gelächter hören, das Lisa dazu veranlasste, ihren Spiegel zu verstecken und unruhig herumzurutschen.

»Arschloch«, hörte ich sie einmal wütend sagen.

Schon früh beschloss ich, dass ich mich über alles »Mädchenhafte« genau wie Daddy lustig machen würde, damit er vergaß, dass ich auch ein Mädchen war. Ich sorgte dafür, dass meine Stimme nie sanftmütig klang. Kleider waren eine Lachnummer – »Mädchenkram«, an dem ich sowieso nicht interessiert war. Ich wusste, dass es funktioniert hatte, als Daddy begann, für mich dieses Jungenspielzeug mit nach Hause zu bringen. Dann lächelte er, das registrierte ich genau, und sah mich viel, viel länger an als Lisa.

Ich nahm ihm ungestüm den Spielzeuglaster ab (den ich zufällig wirklich gut fand) und rief: »Klasse! Danke, Daddy!« Ich fuhr mit dem Ding über den Couchtisch und machte dazu für ihn laute Motorengeräusche.

Daddy lächelte mir beifällig zu und wühlte weiter in seiner Tasche.

»Das Beste habe ich bis zum Schluss aufgehoben«, sagte er an Ma gewandt, die neugierig von ihrem Stuhl am Wohnzimmer-tisch zu ihm aufblickte. Sie war gerade dabei, den Ventilator auf uns alle auszurichten, aber bei dieser Luftfeuchte wirbelte er nur warme Luft durcheinander.

Ihr Geschenk muss etwas Besonderes sein, dachte ich, als ich Daddy dabei beobachtete, wie er es vorsichtig aus mehreren Lagen Zeitungspapier auswickelte.

»Trara, trara!«, sagte Daddy scherzhaft und hielt eine Schmuckschatulle aus Kristall zwischen seinen steifen Fingern in die Höhe, wie ein Kellner, der ein kunstvolles Gericht präsentiert.

Ma seufzte lang und zufrieden, als sie das Geschenk vorsichtig in die Hand nahm. Davor war sie nur halb bei der Sache gewesen, aber aus ihrer Reaktion konnte ich ablesen, dass ihr die Schatulle wirklich gefiel – obwohl ich den Gedanken, dass sie keinen Schmuck hatte, um ihn hineinzulegen, nicht verhindern konnte. Während Ma die Schatulle begutachtete, erzählte Daddy seine Story.

»Ihr hättet sehen sollen, wie mich diese Frau als Verrückten abgestempelt hat, weil ich den Müll ihrer Nachbarn durchwühle. Ihr wisst ja, was ich dazu zu sagen habe.«

Er streckte seinen Mittelfinger in die Luft und verzog das Gesicht. »Ihr könnt mich mal, genau. *Gaffer*.«

Die Schmuckschatulle war flach, rund und aus geschliffenem Kristall. Ein schwerer Silberdeckel, verziert mit einer kunstvollen Gravur, verschloss das Ganze. Auf dem Deckel befand sich am Rand eine einzige silberne Rose, die elegant nach vorne geschwungen war. Wenn man sie verdrehte, ertönte, während sich die Rose in langsamen Kreisen drehte, so liebliche Musik, als würde sie ein trauriges Ballett tanzen. Es war wunderschön. Ich wollte die Schatulle sofort für mich haben.

»Daddy, kann *ich* sie haben?«, kam Lisa mir kreischend zuvor. Daddy ignorierte sie.

»Wer schmeißt denn so etwas Hübsches in den Müll?«, fragte Ma.

»Keine Ahnung, Pech für sie. Ich hab's am Astor Place gefunden, unterhalb dieser Loftgebäude«, berichtete Daddy, während er die Schnürsenkel seiner Sneaker mit hektischen, schnellen Handgriffen aufband. Er hatte die Angewohnheit, Doppel-, manchmal sogar Dreifachknoten zu machen.

»Okay, können wir jetzt essen?«, fragte Lisa wieder.

Ich war erleichtert, dass sie das Thema zur Sprache brachte;

mein Magen krampfte sich schon zusammen, aber ich wollte nicht für eine Unterbrechung sorgen. Wir hatten seit dem Frühstück, zu dem Lisa und ich uns Mayonnaisesandwichs gemacht hatten, nichts mehr gegessen. Manchmal aßen wir tagelang nur Eier- und Mayonnaisesandwichs. Lisa und ich hassten sie einhellig, aber sie brachten uns durch viele Tage, an denen mein leerer Magen sich zusammenkrampfte und brannte und es als Alternative nur Wasser geben würde. Der Schecktag lag fünf Tage zurück, also war das Geld komplett ausgegeben und die Lebensmittel im Kühlschrank fast aufgebraucht. Ich freute mich auf ein Abendessen, was auch immer es dazu gab.

»Einen Moment noch«, erwiderte Daddy. »Wartet noch *einen* Moment, lasst mich erst mal ankommen.«

Während Lisa sich vor den Fernseher setzte, waren Ma und Daddy in ihrem Schlafzimmer beschäftigt. Ich stand abseits und beobachtete sie vom Flur aus, der Trennung zwischen meinem und ihrem Zimmer.

Ma durchforstete ihren Plattenstapel im Schrank. Weil Daddy da war, würde sie sicher nicht Judy Collins auflegen; sie war guter Laune, also würde es etwas Beschwingtes sein. Beide standen gemeinsam wie an einem Zwei-Mann-Fließband mit einer mysteriösen Zielvorgabe. Daddy saß auf der Bettkante und sortierte etwas, das wie Dreckklümpchen aussah. Er hielt das Zeug zwischen den Fingerspitzen und verteilte es vorsichtig über einen *New Yorker*, den er von seinem Nachttisch genommen und sich auf den Schoß gelegt hatte. Ma rollte dann die aussortierten Stückchen in hauchdünnes Papier und leckte die Kanten, bevor sie es fest zusammenrollte. Sie hob ihr Feuerzeug hoch, betätigte den Mechanismus ein paarmal, bevor es anging, und ließ dabei die Zigarette nicht aus den Augen. Sie nahm drei tiefe Züge und gab sie dann an Daddy weiter. Ich hatte Daddy nie zuvor eine Zigarette rauchen sehen.

»Was macht ihr da?«, fragte ich, bevor ich es mir verkneifen konnte. Ich befragte sie über alles, von »Warum macht ihr Ziga-

retten selber, wo Ma doch schon die richtigen gleich hier in der Kommode hat« bis »Warum riechen die nicht wie Zigaretten?«.

Ihr nervöses Lachen war der Beweis dafür, dass ich angelogen wurde.

»Liz, ist gut jetzt«, brachte Daddy zwischen seinem Herumgackere mit Ma hervor. Ich hatte das Gefühl, etwas unglaublich Naives gesagt zu haben, und das war mir peinlich. Ich konnte förmlich spüren, wie ich rot wurde.

»Jetzt ist es wirklich gut«, sagte er noch mal.

Süßlicher Qualm hing in der Luft, und ich zog mir meinen Hemdkragen über die Nase, um das Einatmen dieses fremden Geruchs zu vermeiden. Sie waren jetzt in ihrer eigenen Welt unterwegs, und keiner meiner Anläufe würde mir dort Einlass verschaffen. Ich stand einfach da und suchte Mas Blick, in der Hoffnung, sie würde mich in ihr Geheimnis einweihen, aber sie sah mich nicht an. Auf dem Bett lag der *New Yorker* mit aufgeschlagener Textseite, darauf verteilt Sprengsel ihrer Zigarettenfüllung.

»Essen wir heute noch irgendetwas?«, meldete sich Lisa lautstark, als der Abspann ihrer Sendung über den kleinen Fernsehbildschirm lief.

»Sicher, Liebes«, antwortete Ma sanft. Auf wackeligen Beinen stand sie auf und ging mit großen Schritten wie ein Astronaut, der die Oberfläche des Mondes betritt, in die Küche. Die Unbeholfenheit ihrer Bewegungen fiel niemandem außer mir auf.

Bald darauf saßen Lisa und ich am Wohnzimmertisch bei einem Abendessen aus Rührei und Eiswasser. Der Streit begann, kaum dass Ma die Teller vor uns abgestellt hatte.

»Warum müssen wir *schon wieder* Eier essen?«, beschwerte sich Lisa. »Ich will Hühnchen.«

»Wir haben kein Hühnchen«, antwortete Ma schlicht, bevor sie wieder zu Daddy ging, um einen weiteren Zug zu nehmen.

»Ich will *etwas Richtiges* zu essen. Ich will keine Eier mehr, wir essen jeden Tag Eier, Eier und noch mal Eier. Ich will Hühnchen.«

Daddy konnte vor Lachen fast nicht sprechen.

»Stell sie dir als kleine Hühnchen vor«, sagte er.
»Leck mich am Arsch!«, zeterte Lisa zurück.
»Es schmeckt gut«, sagte ich in der Hoffnung, es ihnen recht zu machen.

»Lügnerin!«, zischelte Lisa mir quer über den Tisch zu. »Du hasst diesen Scheiß genauso wie ich.«

Lisa verabscheute meinen Drang, immer freundlich zu sein, und sah darin eine Bedrohung ihres laufenden Feldzugs, von ihren Eltern Besseres zu verlangen.

Ich streckte ihr die Zunge heraus und kippte Ketchupklumpen auf meine Eier, um den schlechten Geschmack zu überlagern. Natürlich hasste ich Eier, Lisa hatte recht. Im Fernsehen liefen Bilder von Donald Trump über den Schirm, der einem Offiziellen der Stadt die Hand schüttelte, und versiegten schließlich in statischem Flimmern. Ich aß gehetzt auf, in der Hoffnung, den heißen Schlabber schneller loszuwerden, wenn ich einfach riesige Happen runterschluckte. Ich fuhr mit meinem Spielzeuglaster im Kreis um meinen Teller, und die dazu passende Geräuschkulisse verteilte feuchte Röhreikrümel aus meinem Mund über den Tisch und auf Lisa.

Wie man es auch drehte, ihr Kampf war meiner Beobachtung nach eine verlorene Schlacht. Wenn es nichts anderes als Eier gab, mussten wir sie eben essen. So einfach war das meiner Meinung nach. Und wenn Lisa wenigstens die Klappe halten würde, dann kämen wir alle gut miteinander aus. Aber ich war auch dankbar für ihre ständigen Forderungen, weil sie mir die Möglichkeit boten, umgänglich zu sein. So war ich immer die pflegeleichte Tochter. Ich hatte keinen Drang, in Spiegel zu glotzen; ich war weder eitel noch mädchenhaft. Ich mochte Lastwagen, und ich aß meine Eier auf.

Lisa machte so lange weiter, bis sie zu weinen begann. Als sie sich endlich über die Sackkasse, die vor ihr lag, im Klaren war, schleuderte sie den beiden als Schlusswort ein »Ich hasse euch!« an den Kopf. Aber aus dem verqualmten Schlafzimmer, aus dem

jetzt dumpfe Gitarrenmusik und der Gesang eines Mannes drang, kam von beiden keinerlei Reaktion.

Lisa schien ihre Wertvorstellungen aus irgendeiner höheren Sphäre zu beziehen, die nur sie selbst kannte. Wenn ich jetzt raten müsste, woher ihr Widerstand gegen diese ständige Benachteiligung rührte, würde ich sagen, dass es etwas mit dem Jahr vor meiner Geburt zu tun hatte.

Als Ma mit mir schwanger war, hatte sie einen Nervenzusammenbruch, wie sie es nannte. Daddy war im Gefängnis, und Ma hatte Schwierigkeiten damit, ihre psychische Verfassung in den Griff zu kriegen und gleichzeitig für Lisa zu sorgen. Lisa wurde daraufhin für fast acht Monate in einer Pflegefamilie untergebracht.

Das Paar, das sich um Lisa gekümmert hatte, war wohlhabend und konnte keine eigenen Kinder bekommen, also behandelten sie Lisa wie ein richtiges Familienmitglied. Sie überschütteten sie mit so viel Aufmerksamkeit und Fürsorge, dass Lisa, als es Ma wieder besser ging und sie sie abholen wollte, protestierte, indem sie sich im Schrank einschloss und sich weigerte mitzugehen. Ma musste Lisa regelrecht aus dem Haus zerren und in die University Avenue zurückschleppen, beide in Tränen aufgelöst – und genau das scheint Lisa ihr nie verzeihen zu haben.

Von diesem Moment an konnte man es Lisa nicht mehr recht machen, behauptete Ma. Es sah so aus, als hätte sie einen siebten Sinn dafür entwickelt, was ihr zustand, und sie war schnell dabei, mit dem Fuß aufzustampfen, wann immer man ihr weniger bot – was fast immer der Fall war.

»Und überhaupt, *ich* bin nicht arm – Donald Trump ist *mein* Daddy!«, kreischte sie über den Tisch und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Tja, dann bitte doch mal Donald Trump um ein bisschen Hühnchen, okay?«, antwortete Daddy. Ma unterdrückte ein Lachen, aber Daddy johlte unverfroren über seinen eigenen Witz und schlug sich mit den Händen auf die Knie.

Laut scheppernd platzierte Lisa plötzlich ihren Teller auf meinem, der kippte, wodurch mein Rührei zu einem Haufen zusammenrutschte. Sie stapfte davon und knallte die Tür fest hinter sich zu. Der Knall ging über in das Geplärre von Popmusik aus ihren verzerrten Lautsprechern. Ma und Daddy übernahmen wieder das Wohnzimmer, zwei müde Gestalten auf Kissen verteilt, so schlaff wie gekochte Nudeln.

»Ich habe mein *ganzes* Rührei aufgegessen«, verkündete ich, aber niemand hörte mir zu.

Grandma, die Mutter meiner Mutter, lebte in Riverdale, gegenüber vom Van Cortlandt Park, in einem Altersheim im Stil der Sechzigerjahre, in dem sie rauchte, betete und täglich aus der Telefonzelle bei uns anrief. Sie war die Einzige aus der Familie, zu der wir Kontakt hatten. Daddys Mutter schickte nach wie vor manchmal Geschenke aus Long Island, aber durch seine Drogensucht war Daddy zum schwarzen Schaf der Mittelstandsfamilie geworden. Sie haben uns in meinem ganzen Leben nicht einmal besucht, kamen nie vorbei, um zu sehen, wie wir in der Bronx lebten. Obwohl Ma mit dreizehn von zu Hause weggelaufen war, versöhnte sie sich später mit ihrer Mutter. Als Lisa und ich auf die Welt kamen, besuchte Grandma uns einmal die Woche, immer samstags, wenn sie den Bus Nummer neun bestieg und mit ihrer Seniorenkarte nur den halben Preis für die Fahrt in die University Avenue bezahlte.

Vor ihren Besuchen raste Ma durch die Wohnung, zog Bettlaken glatt und klemmte sie in den Ecken der Betten fest, stapelte Teller ins Spülbecken und ließ heißes Wasser über sie laufen. Sie fegte den Staub zu einem Haufen unter dem Sofa zusammen und versprühte Minuten vor Grandmas planmäßiger Ankunft Raumspray über unseren Köpfen.

Vom Sofa aus verscheuchte Lisa Ma jedes Mal, wenn der Staubsauger ihr die Sicht auf *Video Music Box* versperrte, eine Show, die in unserem Fernseher nur durch Lisas pausenloses Drehen am UHF-Knopf als grober Schnee empfangen wurde.

Grandma wurde an einem heißen Sommernachmittag um Punkt zwölf Uhr erwartet, aber Ma trödelte wie immer mit sämtlichen Aktivitäten bis zur letzten Minute herum. Der Treibgas-sprühregen fiel noch in kalten Wölkchen auf mich herab, als Grandma, viel zu warm gekleidet für dieses Wetter, bei uns zu Hause ankam. Sie keuchte heftig von dem kurzen Treppenanstieg die zwei Stockwerke hinauf, und aus ihrem Pulli strömte ein beißender Zigarettengeruch, als wir uns umarmten. Ihr Haar war zu einem strengen grauen Knoten gebunden. Ihre Augen waren klar und grün, ihre Haut, übersät mit verblassten braunen Altersflecken, war faltig und sah wie gegerbt aus. Lisa wandte den Blick nicht vom Fernseher ab, und Grandma musste sich für eine Umarmung zu ihr hinunterbeugen. Ich schlang meine Arme um Grandmas Taille und fragte, wie ihre Busfahrt – ein Höhepunkt in ihrer Woche – verlaufen sei. Ihre Antworten waren immer kurz und bündig und wurden mit einem zufriedenen Lächeln vorge-tragen.

»Alles war einfach wunderbar, Liebes. Ich bin nur glücklich, dass ich von unserem Herrn noch einen weiteren Tag erhalten habe, an dem ich meine hübschen Mädchen besuchen kann.«

Grandma war tief religiös. In ihrer hellbraunen Handtasche aus Kunstleder – die sie unter den Arm klemmte, egal, wohin sie ging, sogar ins Badezimmer (eine Angewohnheit, die sie auf »diese schmierigen Gauner im Heim« zurückführte) – trug Grandma eine King-James-Ausgabe der Bibel, Lipton-Teebeutel und zwei Schachteln Pall-Mall-Zigaretten, ihre »Kippen«, mit sich herum.

Normalerweise interessierte sich niemand außer mir für ein Gespräch mit Grandma. Ma sagte, Grandma fühle sich im Heim so einsam, dass sie jedem, der ihr zuhörte, ein Ohr abquatschen würde, und zwar zu einem einzigen Thema, der religiösen Erziehung. Ma war der Überzeugung, dass auch ich irgendwann die Lust verlieren würde, wie jeder andere auch, wenn ich erst mal begriffe, dass Grandma »nicht ganz da« sei.

»Sie hat nicht alle Tassen im Schrank«, sagte Ma immer. »Ich

schätze mal, sie war sich über die Dinge nicht im Klaren, denen sie mich ausgesetzt hat. Eines Tages wirst du verstehen, was ich meine, Lizzy.«

Ich konnte mir das nicht vorstellen. Grandma war anders als alle Erwachsenen. Sie reagierte nachsichtig auf jede einzelne meiner Fragen, egal, wie viele ich stellte. Meine Wissbegierde reichte von der Erkundung, woraus Regenbögen bestehen, bis zu der Frage, wer Ma als kleines Kind ähnlicher sah, Lisa oder ich. Und Grandma war da und bereit, Antworten zu allem zu geben, wobei sie ihre gesammelten Erklärungen aus ihrem religiösen Fachwissen ableitete und mir versicherte, dass alle Rätsel dieser Welt Gottes Werk seien. Ma beobachtete uns vom Flur aus und stellte fest, dass der liebe Gott uns füreinander bestimmt hatte.

Grandma richtete sich in unserer Küche häuslich ein und bot jedem, der wollte, Tee und eine Bibellesung an. Ich mochte den süßen Geschmack ihres Tees, nachdem sie zwei Löffel Zucker und ein bisschen Milch, die sich wie ein Rauchkringel aus Mas Zigarette durch die Flüssigkeit zog, hineingerührt hatte. Ich saß dann mit angezogenen Beinen da, das Nachthemd über die Knie gespannt, nippte an dem warmen Getränk und hörte ihren Beschreibungen zu, wie Sünden die Bösen vom Himmel fernhielten.

»Fluche nicht, Lizzy. Gott belohnt ein faules Mundwerk nicht. Putze ab und zu die Wohnung für deine arme Mutter. Gott sieht und hört alles, und er vergisst niemals. Er weiß, wenn du anderen nichts Gutes tust. Vertrau mir, kleine Miss, es wird viele Sünder geben, die niemals die Himmelsporte hin zu Gottes Gnade durchschreiten werden. Sei vorsichtig, Gott ist unser Herr, und Er ist allmächtig.«

Das einzige Thema ohne religiösen Bezug, das Grandma zu einem Gespräch taugte, betraf meine Berufswünsche, wenn ich mal erwachsen wäre.

»Komiker. Ich will auf einer Bühne Witze erzählen«, verkündete ich in Erinnerung an die Nächte, in denen ich im Fernsehen Männer in Anzugjacken beobachtet hatte, die einem unsichtbaren Pub-

likum hibbelig Anekdoten erzählten. Ihr Selbstvertrauen stieg sichtlich mit jedem explosionsartigen Lachanfall. Ich ging eigentlich davon aus, dass Grandma von dieser Idee genauso beeindruckt wäre wie ich. Stattdessen sah sie mich besorgt an und stellte ihr Glas ab, um einen Finger in die Höhe gen Himmel zu strecken.

»Ach, du lieber Gott, nein, tu das nicht, Lizzy. Tu das nicht. Lizzy, niemand wird lachen. Süße, werde Dienstmädchen. Ich fing mit sechzehn auch als Dienstmädchen an. Das wird dir gefallen. Du wirst bei einer netten Familie wohnen, und wenn du dich gut um ihre Kinder kümmerst, kannst du umsonst essen und deinen Lebensunterhalt ehrlich und fleißig verdienen, sodass Gott stolz darauf wäre. Klingt das nicht wunderbar? Werde Dienstmädchen, Lizzy. Außerdem ist das eine gute Vorbereitung auf einen eigenen Ehemann, du wirst sehen.«

In meinem Alter war es schwierig zu verstehen, was Grandma damit meinte. Ich stellte mir eine Ehefrau und einen Ehemann an einem viereckigen Tisch in einem großen, viereckigen weißen Haus vor. Ihr Kleinkind, pummelig und weinerlich, wartete darauf, von mir bedient zu werden, genau wie das Paar, dessen Gesichter ausdruckslose Flecken waren. Grandma lächelte mich beruhigend an, und ich lächelte zurück. Ihre Vorstellung von meiner Zukunft entmutigte mich so sehr, dass ich beschloss, meine wahren Wünsche vor ihr zu verheimlichen, nach außen hin aber allem zuzustimmen, was sie sagte. Ich nickte und lächelte und tat so, als wäre ich genauso entzückt von ihrer Beratung wie sie selbst. Dann entschuldigte ich mich, ich bräuchte dringend etwas aus dem Wohnzimmer, und leistete Lisa auf dem Sofa Gesellschaft.

Aber Grandma brauchte mich nicht – oder sonst wen, um genau zu sein –, um ein angeregtes Gespräch zu führen. Ließ man sie in der Küche zu lange allein, war sie genauso glücklich, wie wenn sie auf dem Boden niederkniete und ein Privatgespräch mit Gott persönlich führte. Lisa machte den Fernseher leiser, damit wir aus dem Nebenzimmer Grandmas leidenschaftlich vorgetragene Wiederholungen von »Gegrüßet seiest Du, Maria, voll der Gnade. Der

Herr ist mit Dir« belauschen konnten. Sie machte weiter und weiter, klapperte mit ihrem Rosenkranz und murmelte vor sich hin, bis ihre Ansprache immer rhythmischer statt verständlicher wurde. Das bedeutete, dass nun eine direkte Verbindung nach oben bestand.

Lisa schaltete den Fernseher ganz aus, sobald Grandmas Gebete lauter wurden. Ihre Stimme schwoll auf eine Art an, die ich furchterregend fand, wenn sie lautstark nach Führung von oben verlangte – ihr ganz persönlicher CB-Funkspruch für den Herrn im Himmel. Grandma konnte sich stundenlang in dieser Trance verlieren, unbeweglich, während der Tee in den Glasbechern auf dem Tisch kalt wurde. Die Küche blieb tabu für uns, wenn Grandma mit Gott sprach.

»Lisa, schschsch, ich will zuhören.« Ich glaubte, sie hätte wirklich den Himmel erreicht, und strengte mich an, aus Grandmas Antworten herauszuhören, in welche Richtung Gottes direkte Beratung wohl so ging. Lisa verzog feixend den Mund.

»Du bist so blöd«, tadelte sie mich, »Grandma ist einfach nur verrückt. Ma sagt, sie hört Stimmen. Sie spricht nicht mit Gott, sie ist einfach nur durchgeknallt.«

Oftmals erzählte Ma uns, während sie eifrig vor Grandmas Ankunft putzte, wie ihre eigene Kindheit durch die Geisteskrankheit ihrer Mutter ruiniert wurde. Als kleines Mädchen wurde Ma gezwungen, nur wenige Minuten nach Schulschluss zu Hause zu sein. Doch der Schulweg war lang. Grandma stellte Mas Uhr genau nach der in ihrem Wohnzimmer, und wenn Ma sich verspätete, ein paar Minuten reichten, erhielt sie eine ordentliche Tracht Prügel. Grandma benutzte alles, vom Verlängerungskabel bis zu genagelten Absätzen, und alle Schläge landeten auf Mas zarten inneren Oberschenkeln, bis blauschwarze Male vom Schritt bis zum Knie die Haut verfärbten. Mitten in der Nacht wurden Ma und ihr Bruder Johnny oft aus ihren Betten gezogen und bekamen Töpfe und Löffel in die Hand gedrückt. Die Anweisung lautete, hart zuzuschlagen, so viel Lärm wie möglich zu machen und

dabei einen Satz zu schreien, den Grandma angeordnet hatte: »Der-Sit-tich-ist-zer-rupft, der-Sit-tich-ist-zer-rupft«, und zwar so lange, bis das Geklapper die Stimmen, die Grandma peinigten, übertönte.

Dies sei zum Teil der Grund, sagte Ma, warum sie von zu Hause weggelaufen sei, um auf der Straße zu leben, als sie noch sehr jung war, und warum sie weinte, während sie sich in ihrem verdunkelten Schlafzimmer traurige Platten anhörte und dabei an all die Schwierigkeiten dachte, in die sie seitdem geraten war.

»So eine Kindheit kann dir alles vermässeln«, pflegte Ma zu sagen. »Was sollte ich nach all dem ihrer Meinung nach noch werden, Miss America vielleicht?«

Später in ihrem Leben bändigten eine dezidierte Tablettenkur und Gespräche mit Gott Grandma schließlich. Ohne das, schwor Ma, war der Teufel in ihr schnell in Rage gebracht.

»Aber du solltest wissen, sie kann nichts dafür«, erklärte mir Ma einmal mit sanfter Stimme, die mir verriet, dass sie Grandma liebte. »Es ist vererbbar. Ihre Mutter hatte es, genau wie die Mutter ihrer Mutter. Und hin und wieder, mein Schatz, hat es mich auch gepackt, aber nie so wie Grandma. Bei mir ging es nach der Behandlung hundertprozentig weg. Sie dagegen ist immerzu halb im Gaga-Land unterwegs. Sie kann nichts dafür.«

Die »Behandlung«, von der Ma sprach, war ein zwei- oder dreimonatiger Aufenthalt in der psychiatrischen Abteilung des North Central Bronx Hospital, nachdem Daddy sie halluzinierend und Stimmen hörend vorgefunden hatte. Bevor ich zur Welt kam, hatten sie ein paar Medikamente ausprobiert, bis Ma dann für ihr inneres Gleichgewicht Prolixin und Cogentin verschrieben worden war. Daddy erklärte, weitere Anfälle seien unwahrscheinlich, weil der letzte schon Jahre her und Ma seitdem gut beieinander sei. So oder so war ich davon überzeugt, das Ma niemals etwas anderes als hundert Prozent sie selbst sein könnte, unter anderem auch deshalb, weil mich der Gedanke, sie könnte anders sein, verwirrte und beängstigte.

In der Küche lachte Grandma vielsagend vor sich hin, wie ein Mitwisser irgendeines Insiderwitzes.

»Und los geht's«, lästerte Lisa. Ihre verdrehten Augen und das Kreiseln ihres Fingers neben ihrem Kopf galten mir. Bis Lisa und Ma es angesprochen hatten, hatte ich Grandmas Selbstgespräche nie mit ihrer Geisteskrankheit in Verbindung gebracht. Ich wurde rot wegen meiner eigenen Leichtgläubigkeit.

»Ich weiß sehr wohl, dass sie nicht mit Gott spricht. Ich bin doch nicht bescheuert«, keifte ich zurück.

In diesen frühen Jahren überbrückte Ma einige unserer Einkommenslücken, indem sie uns durch andere staatliche Programme ernährte, zum Beispiel durch Gratismittagessen, die von den hiesigen öffentlichen Schulen angeboten wurden. Lisa und ich mussten sie oft aus dem Bett zerren, damit sie uns und sich selbst fertig anzog. Deshalb waren wir fast nie pünktlich. In allerletzter Minute hastete sie dann in der Wohnung umher, um hektisch die verlorene Zeit aufzuholen.

»Sitz – einfach – still! Wenn du herumzappelst, wird alles noch viel schlimmer.«

Mein Kopf zuckte und schwankte bei jedem Ruck durch Mas feinzackigen Kamm hin und her. Ihre Fingernägel entflamten Feuer auf meiner Kopfhaut. »Aua, Ma!«

»Wir haben nur noch fünfzehn Minuten, Lizzy. Wir müssen los. Ich versuche ja, ganz vorsichtig zu sein. Wenn du still sitzen bleibst, tut es auch nicht weh«, beharrte sie und zog als Beweis für ihre Reden an meinen Haaren. Aber das war alles gelogen, wie ich aus Erfahrung wusste. Lisa stand in der Tür und streckte mir die Zunge heraus; ihr Haar war leicht zu bändigen. Meine Wangen brannten vor Wut. Gerade als ich mich bei ihr auf die gleiche Art revanchieren wollte, verhakten sich die Zähne des Kamms in einem gewaltigen Knoten. Ohne zu zögern, arbeitete Ma sich blindwütig vor und riss die widerspenstigen Strähnen wie trockenes Gras aus. Ich zuckte zusammen, schloss die Augen und

umklammerte im Kampf mit dem Schmerz die Matratzenkante unter mir.

»Siehst du, wenn du still sitzt, ist es nicht so schlimm.«

Ich wusste, ich würde mir für den Rest des Vormittags meine pochende Kopfhaut reiben.

Wir liefen Gefahr, zum dritten Mal in dieser Woche kaltes Essen serviert zu bekommen – oder schlimmer noch, es könnte überhaupt nichts mehr übrig sein. Besonders dramatisch war die Situation, wenn wir uns gerade zwischen zwei Sozialhilfeschecks befanden und die Gratismittagessen die einzige richtige Mahlzeit am Tag waren.

Die intensive Julisonne entblößte die Bronx bis ins Innerste und stellte ihren Inhalt zur Schau. Die hohen Temperaturen trieben alle Bewohner unseres Viertel aus ihren stickigen Wohnungen ohne Klimaanlage, um die aufgeplatzten Bürgersteige zu bevölkern.

Ich winkte den alten Damen zu, die den ganzen Tag mit Klatsch und Tratsch in ihren Gartenstühlen verbrachten. Jede von ihnen beanspruchte einen guten Quadratmeter Teer für sich und ihre batteriebetriebenen Radios.

»Hi, Mary«, sagte Ma, und ich lächelte die Frau an, die mir jedes Mal, wenn ich sie im Treppenhaus traf, Fünf-Cent-Münzen für Erdnussbarren gab.

»Guten Morgen, Mädchen, guten Morgen, Jeanie«, grüßte sie zurück.

Alte Männer aus Puerto Rico spielten vor dem Eckladen auf verrotteten Brettern, die auf Schlackensteinen auflagen, Domino. Ma nannte sie immer *schmutzige alte Männer* und sagte, ich solle mich bloß von ihnen fernhalten, da sie *schmutzige Gedanken* hätten und *schmutzige Dinge* mit kleinen Mädchen tun würden, wenn sie die Gelegenheit dazu bekämen. Als wir uns den Männern näherten, versuchte ich, meinen Blick auf meinen Schuhen zu halten, um Ma zu zeigen, dass ich gehorsam war. Sie riefen ihr Sachen hinterher, die ich nie verstand, »*Mami, venga aquí, blanquita*«.

Und sie piffen und machten mit ihren feuchten, vom Bier schimmernden Lippen Saugeräusche.

Wir kamen an ein paar von Mas Freundinnen vorbei, die in der Nähe auf Treppenstufen kauerten, ihre Kinder immer im Blick. Sie hielten beladene Schlüsselbunde in der Hand, dekoriert mit Puerto-Rico-Fahnen aus Plastik und grinsenden Coqui-Fröschen in Strohhüten. Das Durcheinander von wertlosem Zeug klimperte bei jeder erziehungsbedingten Handbewegung einer Mutter. Kinder umkreisten Sprinkleranlagen, und Jugendliche besetzten Straßenecken.

In der Straße dröhnte Salsa-Musik, als wir die University Avenue in Höhe der 188th Street überquerten. Lisa und ich zertraten an Mas Arm, als sie uns blinzelnd durch den Verkehr lotste.

»Noch vier Blocks, stimmt's?«

Ma lächelte abwesend. »Yep«, versicherte sie mir.

In der Cafeteria roch es unverkennbar nach Fisch. Ich schluckte meine Enttäuschung hinunter, schnappte mir ein gelbes Plastiktablett mit vier Unterteilungen und stellte mich in der Schlange an. Vor den Bergen von Fischfrikadellen, die fettig glänzten, zögerte ich einen Moment.

»Kriegst du zu Hause was Besseres zu essen?«, fragte mich die für die Milch zuständige Frau über das Geschnatter in der Cafeteria hinweg.

»Nein«, erwiderte ich mit hängendem Kopf, als ich den weichen panierten Fisch entgegennahm.

»Dann los und beweg dich vorwärts.« Ich nahm mir einen halben Liter Milch, die Tüte lag glitschig in meinen Händen, und versuchte zu verhindern, dass mir meine Kartoffelkroketten vom Tablett kullerten, als ich mich auf den Weg zu einer Bank machte, die zu einem langen, gut besetzten Tisch gehörte.

Lisa stach Löcher in ihre Fischfrikadelle und pulte die hellgelbe Käsefüllung aus der Mitte heraus. Mein Blick fiel auf ein verblasstes Poster, auf dem Kinder ihren Göffel – eine billige, aus Plastik beste-

hende Kreuzung aus Gabel und Löffel – in die Luft hielten, um auf die Wichtigkeit von richtiger Ernährung hinzuweisen, als eine Dame mit einem Papierklemmbrett in der Hand Ma ansprach.

»So, wie alt sind *Ihre* Kinder, Ma'am?«, fragte sie.

»Sieben, und die Kleine ist fünf.« Ma blinzelte und lächelte vage, aber ich konnte sehen, dass das Gesicht der Frau zu weit weg war und Ma es mit ihren schlechten Augen nicht erkennen konnte. Die Frau notierte sich etwas und brummelte dabei ein »So, so, tatsächlich« vor sich hin, als hätte Ma etwas Interessantes von sich gegeben.

Das Gespräch dauerte eine Weile, denn die Frau stellte Ma viele persönliche Fragen über das Einkommen der Familie durch die Sozialhilfe, Mas Ausbildungsniveau und ob sie mit unserem Vater zusammenlebte. »Wo ist er? Arbeitet er?«, und so weiter und so fort. Ich schob die Kroketten in meinem Mund hin und her und zerstückelte sie mit meinem einzigen Schneidezahn. Sie waren in der Mitte noch kalt und schmeckten nach mit gefrorenem Wasser angefeuchteter Pappe.

»Verstehe. Und wann haben Sie vor, dieses Mädchen hier in die Schule zu schicken?« Sie deutete mit ihrem Finger auf mich. Ich rutschte näher an Ma heran. Die Frau mit dem Klemmbrett redete mit ihr in demselben Tonfall, den Erwachsene benutzten, wenn sie sich zu mir herunterbeugten, um mir zu sagen, wie groß ich doch geworden sei.

»Diesen Herbst, die Straße hinunter in die Public School 261«, antwortete Ma.

»Mmmh, tatsächlich? Danke, Ma'am. Lasst es euch schmecken, Kinder«, wies sie uns an und ging dann weiter zum nächsten Elternteil.

»Meine Kleine wird erwachsen«, sagte Ma. Sie ignorierte die Einmischung der Frau einfach und zog mich kurz zu sich heran. »In nur zwei Monaten wirst du eingeschult.«

Ich dachte über die Wörter *erwachsen werden* nach – *erwachsen werden* sagte ich lautlos zu mir selbst. Ich betrachtete die Erwach-

senen in der Cafeteria auf der Suche nach dem, wie *erwachsen werden* aussah, in der Hoffnung, irgendwelche Anhaltspunkte zu finden, was mich da erwartete.

Ich beobachtete, wie die Frau mit dem Klemmbrett eine andere Dame nervös machte, als sie sich zu ihr hinunterbeugte, um ihre Informationen zu sammeln. Ich mochte es nicht, wie Ma zu ihren Fragen gelächelt hatte, und auch nicht, wenn sie nett zu der unfreundlichen Frau im Auszahlungsbüro der Sozialhilfe war, die wie eine Adelige hinter ihrem Holzschreibtisch saß – wenn Ma so klang, als würde sie betteln. Ich mochte es nicht, Angst vor den für Ma zuständigen Sozialarbeitern zu haben, wenn ich durch die Wohnung raste und wegen ihrer Überraschungsbesuche beim Aufräumen half, oder übermäßig freundlich zu den launischen Angestellten in der Cafeteria zu sein. Es jagte mir Angst ein, dass Fremde die Macht hatten, uns so viel von dem, worauf wir angewiesen waren, entweder wegzunehmen oder zuzuteilen.

Die Regeln der Cafeteria stellten klar, dass das Essen ausschließlich für Kinder bestimmt war, aber auf Mas Bitte hin steckte Lisa ihr ein Stück Frikadelle zu. Darauf bedacht, dass die Essensdamen nichts davon mitbekamen, stopfte Ma es sich rasch in den Mund und ließ mich den Saal überwachen, um sicherzugehen, dass wir nicht beobachtet wurden. Dabei dachte ich erneut über Mas Worte hinsichtlich der Tatsache, »erwachsen zu werden«, nach.

Ich starrte hinüber zu den Fluren mit den Treppen und Türen, hinter denen in diesem Sommer, in dem ich am Gratismittagesensprogramm der Public School 31 teilnahm, so viele Geheimnisse lauerten. Ich mochte es, wenn Lisa in den letzten Jahren jeden Morgen zur Schule ging, während ich die Zeit allein mit Ma verbringen durfte. Wir wachten auf, wenn uns danach war, und Ma setzte mich dann aufs Sofa, und wenn wir genug zu essen hatten, kam ich in den seltenen Genuss eines Sandwichs mit Erdnussbutter und Marmelade. Dann sahen wir uns gewöhnlich die Unterhaltungsshow im Vormittagsprogramm an, Mas Laune stieg bei Bob Barker und *The Price Is Right*. Mas Ansicht nach war er »einer

der letzten echten Gentlemen«, und sie rückte immer besonders dicht an den Fernseher heran, um gute Sicht auf ihn zu haben, wenn sein Gesicht unseren Bildschirm ausfüllte, das weiße Haar perfekt gekämmt, der Anzug frisch gereinigt. Gemeinsam wette-ten wir dann auf den Superpreis und wechselten uns in der Rolle des Kandidaten ab. Wir gewannen Boote, neue Wohnzimmergar-nituren und glamouröse Reisen um die Welt. Ich stand Spalier und klatschte extralaut für die Kandidaten, die richtig viel gewan-nen, Ma staubsaugte manchmal dabei und summt leise vor sich hin, während ich stundenlang vor dem Fernseher geparkt und un-sere Wohnung hell erleuchtet war von der Vormittagssonne. In diesem kurzen Zeitraum hatte ich das Gefühl, sie gehörte nur mir allein.

Und dann nahm Daddy mich an manchen Tagen mit in die Leihbibliothek, wo er mir half, Bücher auszuwählen, die haupt-sächlich aus Bildern bestanden. Er selbst suchte sich dicke Bücher aus mit Fotografien von nachdenklichen Männern auf dem Um-schlagrücken, die er in der ganzen Wohnung stapelte und nie wie-der zurückbrachte. Immer wieder meldete er sich unter einem anderen Namen für den Bibliotheksausweis an. In manchen Nächten holte ich mir gerne eins seiner Bücher und nahm es mit in mein Zimmer, wo ich es dann genauso las wie Daddy – direkt unter der Nachttischlampe, auf der Suche nach bekannten Wör-tern aus den Nächten, an denen Ma mir am Bett vorgelesen hatte. Aber die Wörter waren zu kompliziert und machten mich müde. Also schlief ich meistens einfach nur neben dem Buch ein, mit dem Geruch der gelben Seiten in der Nase und dem angenehmen Gefühl im Bauch, dass ich etwas mit meinem Vater teilte.

Der Gedanke daran, dass ich bald morgens weg sein und all das verpassen würde, bereitete mir Sorgen. Ich hatte das Gefühl, dass mir etwas zwischen den Fingern zerrann und dass ich die Einzige war, die den Verlust dieses besonderen Zeitvertreibs bedauerte.

Ich überlegte, wie der Beginn der Schulzeit wohl sein würde und wie sie mir beim Erwachsenwerden helfen sollte. Ich fragte

mich, was »erwachsen« bedeuten könnte, wo es doch so viele verschiedene Arten von Erwachsenen um mich herum gab. Obwohl ich es mir verzweifelt wünschte, traute ich mich nicht, Ma darum zu bitten, mir beim Begreifen all dieser Dinge zu helfen. Ich wusste genau, dass sie sich über sich selbst und das Schnorren und Betteln, das wir nötig hatten, um über die Runden zu kommen, schämen würde. Ein paar Dinge musste ich wohl selbst herausfinden.

Später in dieser Woche nannte der Sprecher der Abendnachrichten – ein Weißer im Anzug, der einen dreieckigen Hut auf dem Kopf hatte, an dem farbenfrohe Wimpel hingen – den Tag, den 4. Juli, *einen Anlass, um unsere Unabhängigkeit zu feiern*. Dann winkten er und eine Frau mit aufgeplusterter Frisur neben ihm zum Abschied und tröteten gleichzeitig in Kazoos. Der Ton kam als Hupen in unserem Wohnzimmer an und wurde zum zweitlautesten Geräusch neben dem Ventilator am Fenster neben mir. Ich saß allein auf dem Sofa, vollkommen reglos. Ma hatte mir vorher, als es noch hell draußen gewesen war, versprochen, dass sie mit uns nach Downtown ans Wasser gehen würde, damit wir mit allen anderen zusammen das Feuerwerk sehen könnten. Ich hatte mich in Windeseile angezogen und zur Feier des Tages meine blauen Shorts und das gebatikte T-Shirt ausgewählt. Aber ich war zu lange in meinem Zimmer geblieben. Als ich wieder herauskam, war Ma schon, ohne jemandem Bescheid zu sagen, auf dem Weg ins *Aqueduct* – eine Bar, die sie erst kürzlich entdeckt hatte und in die sie in letzter Zeit immer öfters ging.

Ihre Ausflüge begannen am St. Patrick's Day in diesem März. Ma und Daddy hatten uns spontan zu der Parade mitgenommen, nachdem sie im Fernsehen angekündigt worden war.

Bei leichtem Regen schauten wir von der 86th Street, gleich hinter dem Park, aus zu, wie die Männer in Schottenröcken gruselige Töne auf ihren Dudelsäcken spielten und die Trommeln so mächtig schlugen, dass ich es in meiner Brust und meinen Beinen spüren konnte. Lisa und ich hatten uns vierblättrige Kleeblätter

auf die Wangen gemalt, als Glücksbringer, und Daddy ließ mich die gesamte Fahrt nach Hause im Zug auf seinem Schoß schlafen.

Ma ging nicht mit uns in die Wohnung zurück. Gerade als wir aus der Fordham Road abbogen, traf sie zufällig einen alten Freund, der auf dem Weg in die Bar war, und sie beschloss, später nachzukommen. Was wäre denn schon St. Patty's Day ohne einen Drink, bestärkte er sie. Ohne mir die Mühe zu machen, die Farbe von meinem Gesicht abzuwaschen, breitete ich meine Bettdecke auf dem Fensterbrett aus, um nach Mas Rückkehr Ausschau zu halten. Ich wartete stundenlang, döste gegen die Scheibe gelehnt ein, bis sie endlich gegen drei Uhr morgens nach Hause kam, gehüllt in Schnapsgeruch und im Zickzackkurs. Ma schlief dann so wie nach ihren Kokaingelagen, ohne ein einziges Mal während des gesamten nächsten Tages aufzuwachen. Danach wurde die Bar zu einem festen Programmpunkt. Völlig egal, ob wir gerade mitten im Gespräch waren oder uns zum Abendessen niedergelassen hatten: Sie ging jederzeit einfach los.

Stunden später an diesem Abend des 4. Juli, immer noch in meinem gebatikten T-Shirt und den blauen Shorts, saß ich auf dem Sofa und sah mir auf verschiedenen Sendern die Fernsehübertragung der Feierlichkeiten an. Hier und jetzt beschloss ich, dass sich Ma wegen mir davongestohlen hatte. Weil ich mir angewöhnt hatte, sie immer und immer wieder zu fragen, ob sie *wirklich* ins *Aqueduct* musste und *wann genau* ich sie zurückerwarten durfte. Manchmal konnte ich nicht anders, und dann folgte ich Ma bis zur Tür und hielt ihre Hand so lange wie möglich fest. Ich schaffte es, dass sich unsere Fingerspitzen noch berührten, bevor sie hinausging. Wiederholte Male rief ich: »Bis gleich, Ma, komm bald zurück, okay? Okay?«, bis zum Knallen der Tür im Treppenhaus hinter ihr her. Ich nahm an, dass sie mein Verhalten nicht mehr länger ertragen konnte. Deshalb hatte sie das dringende Bedürfnis gehabt, sich heute Nacht heimlich davonzuschleichen. Wäre ich doch nur weniger schwierig gewesen.

Weitere Stunden vergingen, und die Wiederholungen der Nach-

richten kamen zum Ende. Ich stand auf und trat aus dem Wohnzimmer, um ins Bett zu gehen. Genau in diesem Augenblick kam Ma durch die Tür.

»Rate mal, wer da ist«, flötete sie. Ich hörte zweimal das Zündgeräusch ihres Feuerzeugs und dachte, sie hätte sich eine Zigarette angemacht. Dann vernahm ich ein Sausen wie das eines kleinen Bienenschwarms.

»Ma!«

»Sieh nur, was ich euch mitgebracht habe, Schätzchen. Hol deine Schwester!«

Ma sah stur auf eine Wunderkerze, die sie wie einen Zauberstab in der Hand hielt. Als hellstes Licht im Wohnzimmer versprühte sie glänzende silberne Lichtfäden über Mas magere Finger und ihren nackten Arm. In ihren Augen tanzten Lichtflecken.

»Ta-da!«, sang sie und hob die Wunderkerze höher. Genau in diesem Augenblick bemerkte ich die große Plastiktüte voller Feuerwerkskörper, die an ihrem anderen Arm baumelte.

In dieser Nacht schafften wir es nicht bis nach Downtown ans Wasser, aber wir saßen gemeinsam, umgeben von Leuten aus unserem Haus, auf der vorderen offenen Veranda. Wir zündeten jeden einzelnen Feuerwerkskörper, den Ma mitgebracht hatte. Mit den Nachbarskindern zusammen ließen wir Knallfrösche tanzen und herumsausen. Kracher explodierten, dass uns die Ohren klingelten. Daddy war der Sicherheitsbeauftragte für Lisa und mich. Anhand einer Flasche aus dem Müll, die er vorher mit Zeitungspapier gesäubert hatte, brachte Daddy mir bei, wie man eine Rakete in den Himmel aufsteigen ließ, ohne sich an den Fingern zu verletzen. Ma saß auf der Veranda und unterhielt sich mit Louisa aus der Wohnung 1 A, deren Tochter mit ihren eigenen Böllern neben uns spielte.

»Hier, Lizzy«, sagte Daddy zu mir mit seiner tiefen, beruhigenden Stimme, »steckst du zuallererst den Stiel in die Flasche. Du willst dich ja nicht verbrennen.«

Ich kauerte mich zu einer Kugel auf dem Zementboden zusam-

men, um die Zündschnur anzufachen. Daddy nahm mich von hinten schützend in den Arm. Ich roch seinen Geruch, Moschus und Schweiß vermischt mit unseren frisch angezündeten Streichhölzern. Seine Hände waren riesig und umhüllten meine, als er mir zeigte, wie man die Rakete ausrichtete. Im Gleichklang lehnten wir uns zurück und sahen ihr beim Fliegen zu, wie sie mit einem Heulton durch die Luft aufstieg und sternförmig pinkfarbene Schweife durch den schwarzen Nachthimmel schoss. Da Lisa und ich uns beim Abschießen der Raketen abwechselten, brauchten wir die ganze Schachtel in weniger als einer Stunde auf. Ich schickte jede davon, begleitet von einer Runde Applaus, blinkend durch die Nacht und sah dabei über die Schulter zu Ma, die sich bei Daddy eingehakt und lächelnd an seine Schulter gelehnt hatte.

Wir befanden uns im Sommer 1985, kurz vor Schulbeginn, und es ist die letzte Erinnerung daran, dass wir vier uns nahestanden und glücklich waren. Davor hatte ich zu allem, was bei uns zu Hause so ablief, schlicht und ergreifend keine Vergleichsmöglichkeiten. Ich hatte keine Vorstellung davon, wie sehr wir uns von anderen Leuten unterschieden. Alles, was ich wusste, war, dass Ma damals eine richtige Mutter war und dass meine Eltern sich gemeinsam um unsere Bedürfnisse kümmerten. Oder genauer gesagt, dass alles, worum sie sich nicht kümmerten, bedeutungslos war, weil ich keine Ahnung davon hatte, dass ich noch mehr brauchte.

Das Verklingen des Sommers entzog nicht nur ihm selbst die Wärme, sondern nahm auch den einzigen familiären Zusammenhalt, den ich je kennengelernt hatte, mit sich fort und infolgedessen auch meine allerletzte klare Erinnerung an Beständigkeit. Man könnte wohl sagen, dass wir vorher in einer Art Blase gelebt hatten, einer kleinen Welt, die nur aus uns vier bestand. Aber in meinen Augen waren wir einfach nur eine dieser vielen Familien, die auf der University Avenue lebten und sich abstrampelten. Manchmal waren die Umstände schwierig, aber wir hatten uns, und genau dadurch hatten wir alles, was wir brauchten.

In jenem August machte ich es mir zu eigen, auf einen der Küchensühle zu steigen, um die Tage auf dem Werbekalender aus dem Met-Food-Supermarkt abzustreichen, der hoch oben neben dem Kühlschrank hing – ich hatte mir das bei meiner großen Schwester abgeguckt. Zwei Jahre lang immer im August hatte ich Lisa dabei zugesehen, wie sie häufig einen kurzen Blick auf die Kalendertage warf, die von Wertmarken für Geflügel im Sonderangebot oder Neunundneunzig-Cent-Burritos aus der Tiefkühltruhe umrahmt waren. Dabei brummelte sie klagend vor sich hin und stöhnte übertrieben über den Schulbeginn. Morgen würde ich sie zum ersten Mal begleiten.

»Du kannst dich auf was gefasst machen.« Sie durchwühlte ihre Schulvorräte, um mir etwas davon abzugeben. »Das Herumlungern hier ist vorbei, so viel steht fest. Von jetzt an musst du arbeiten, genau wie wir anderen auch.«

Ich dachte an die vielen Male, wenn Lisa nach Hause kam und schnurstracks in ihr Zimmer ging, um ihre Hausaufgaben zu machen und Stunden später mit müden Augen und erschöpft wieder aufzutauchen, nur um dann zu sehen, dass ich fast den ganzen Abend auf Mas Schoß vor dem Fernseher gesessen hatte. Üblicherweise hatte sie dann kurz darauf irgendeinen dummen Streit mit mir angefangen und wollte die Macht über die Fernbedienung oder das ganze Sofa haben, weil sie schließlich hart gearbeitet und ich nur auf meinem Hintern herumgehangen hätte. Ihre Unterstützung bei meinen Schulvorbereitungen fühlte sich für mich wie eine Art Rache an.

Lisa pulte einen Packen liniertes Papier auf, den sie aus ihrem Schrank geholt hatte, und teilte ihn durch zwei.

»Das wirst du brauchen.« Sie reichte mir den Stapel. »Drehe es nicht falsch herum, sonst machen sich alle über dich lustig. Kinder finden immer einen Grund zum Hänkeln, du wirst schon sehen.« Meine kleinen Hände bemühten sich, den ganzen Stapel mit einem Schwung in mein Ringbuch einzulegen, genau wie ich es bei Lisa schon oft beobachtet hatte. Ma lief hektisch im Zimmer umher.

»Morgen, Lizzy. Ich kann's nicht glauben. Es ist noch nicht lange her, da hattest du noch Windeln an. Windeln!« Mas Stimme klang panisch. Ich konnte nicht sagen, ob sie bemerkte, dass sie schrie.

Ma hatte sich kurz vorher mit Daddy in der Küche zugegröhnt. Jetzt, mit angespanntem Kiefer, gespitzten Lippen und wirrem Blick, würde sie, das wusste ich, noch eine Weile mit ihrem Herumrennen und Geplappere weitermachen. Die ganze Woche lang hatte ich Ma gedrängt, mit mir zusammen alles für die Schule vorzubereiten, aber sie wollte einfach nicht aufstehen. Gott sei Dank war gerade Zahntag gewesen. Und jetzt, wo sie sich einen Schuss gesetzt hatte, erwachte Ma regelrecht zum Leben. Gleich aus welchem Grund, ich jedenfalls war begeistert über die Aufmerksamkeit.

»Jetzt sieh dich mal an, Schulbeginn. Ich kann's nicht glauben, Schätzchen.« Sie zündete sich eine Zigarette an und zog so stark daran, dass die Spitze hell glimmte.

»Es wird dir dort gefallen, Lizzy. Du wirst so gut sein.«

Ihre Begeisterung wurde zu meiner Begeisterung. Es *würde* mir gefallen.

»Warte mal, hast du überhaupt ein Schulheft?«, fragte sie plötzlich wahnsinnig besorgt.

Es war halb zwölf Uhr nachts. Ich hatte vor einigen Stunden unter Lisas Bett ein gebrauchtes Ringbuch gefunden. Das von ihr gestiftete Papier, das ich schließlich hineingefummelt hatte, war schon vergilbt gewesen.

»Klar, Ma, hier.« Mit großem Aufwand hob ich das dicke Ringbuch hoch, damit sie es sehen konnte, aber sie schaute gar nicht her.

»Gut, aber habe ich dir die Haare geschnitten?«

»Die Haare geschnitten? Nein. Ist das denn nötig?«

»Jawohl, Schätzchen, einen Tag vor Einschulung bekommen alle neue Sachen, man schneidet ihnen die Haare, sie putzen sich die Zähne. Setz dich auf den Boden, neben dem Couchtisch, ich

hole eine Schere und bin gleich für dich da. Wahrscheinlich brauchst du keinen kompletten Haarschnitt, nur den Pony. Auf mehr achten die Leute sowieso nicht.«

Sie zog los und durchwühlte ihre Krimskramsschublade. Ihre Bewegungen wirkten ungeduldig, unvollendet wie ihre Sätze, die normalerweise abbrechen, bevor sie auf den Punkt gekommen war.

»Lizzy, du musst nur ... Das wird toll. Wart's nur ab ...«

Ich konnte ihr Wühlen in der Schublade aus der Küche hören. Lisa war mit den Worten, sie brauche ihren Schlaf, um früh aufzustehen, ins Bett gegangen, und sie hatte mich gewarnt, dass ich es besser genauso machte, wenn ich wüsste, was gut für mich sei.

Irgendetwas an Mas Bewegungen machte mich nervös. Wusste sie überhaupt, wie man Haare schnitt? Und was war mit ihrem Sehvermögen? Ich wollte nicht, dass meine Haare wie ihre aussahen, lang und gewellt, aber eben auch strubbelig und ungepflegt. Der Gedanke erfüllte mich mit Schuldgefühlen.

»Und los geht's!«, rief sie mit einer verrosteten Schere in der Hand. Daddy war immer noch in der Küche, aus der sein Herumgehampel und leises Gemurmel zu mir durchdrangen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mitzumachen, also tat ich es.

Ich musste vollkommen still sitzen, wobei Ma mein Kinn bei jedem Schnitt mit den Fingerspitzen festhielt, denn sonst würde ich ihre Konzentration stören. Ma wies mich an, die Augen zu schließen, damit ich keine Haare hineinbekäme. Ich hielt ein vergilbtes loses Papier unter mein Kinn, um alles aufzufangen, was herabfiel. Ich hatte vorher noch nie einen Pony getragen, aber Ma schien das gar nicht aufzufallen. Sie nahm die längeren Haare einfach büschelweise in die Hand und schnitt sie ab. Echte Sorgen machte ich mir aber erst, als ich das kalte Metall der Schere auf meiner Stirn entlanggleiten spürte, ungefähr drei Zentimeter oberhalb meiner Augenbrauen.

»Ma, bist du sicher, dass er nicht zu kurz wird?«, fragte ich.

»Schätzchen, alles in Ordnung. Ich muss ihn nur angleichen.

Gerade eben war ich fast so weit, jetzt muss ich es noch mal versuchen. Wir sind gleich fertig. Sitz – einfach – still.«

Neben mir lagen meine Haare verstreut in Klumpen auf dem Boden. Ma wippte ungeduldig mit dem Fuß. Von Zeit zu Zeit stieß sie einen Fluch aus.

»Scheiße«!

Ich bekam Herzrasen und versuchte, ihre Konzentration nicht durch Herumzappeln zunichtezumachen.

Strähnchen für Strähnchen schnitt Ma meinen Pony ab, bis nur noch eine stoppelige Kante übrig blieb, die so kurz war, dass sie steil nach oben von meinem Kopf abstand. Als sie die Schere auf dem Couchtisch zur Seite legte, berührte ich meine Stirn und tastete sie verzweifelt auf der Suche nach Haaren ab. Ungläubig rupfte ich an den Stoppeln, und Tränen stiegen mir in die Augen.

»Ma-aaa«, wimmerte ich, »du hast den Pony wirklich kurz geschnitten. Ist er nicht zu kurz?«

Sie war schon dabei, sich die Schuhe anzuziehen, auf dem Weg in die Bar. An der Art, wie ihr Gesicht zusammenfiel, erkannte ich, dass ihr Drogenrausch abgeebbt war. Sie brauchte jetzt Alkohol, der würde sie beruhigen. Ich konnte nicht mehr zu ihr durchdringen.

»Ich weiß, Liebling, aber es wächst ja wieder nach. Ich musste ihn nur gerade schneiden. Diese verdammte Schere taugt nicht zum Haareschneiden. Ich musste weitermachen, um es irgendwie zu richten.«

Lisa hatte gesagt, dass Kinder immer einen Grund zum Hän-seln fanden. Bei der Vorstellung, was die Kinder in der Schule bei meinem Anblick denken würden, begann ich leise vor mich hinzuweinen. Ma nahm meine Hand und führte mich den Flur entlang ins Badezimmer, das gleich neben der Eingangstür lag. Sie stand hinter mir, und wir sahen beide gleichzeitig in den Spiegel. Sie hatte ihre Jacke schon angezogen. Plötzlich lag ihr Kinn auf meiner Schulter, und ihre Finger streichelten meine Stirn.

»Es sind doch nur Haare, Schätzchen, die wachsen wieder. Als ich klein war, hat meine Schwester Lori meiner Lieblingspuppe

das Haar abgeschnitten. Ich war so wütend. Sie sagte, es würde wieder nachwachsen, und ich habe ihr *geglaubt*. Kannst du dir das vorstellen?«

Ich wischte mir die Tränen aus dem Gesicht und studierte unser gemeinsames Bild im Spiegel. Ma konnte ihren Blick nicht ruhig halten, und ihre Hände auf meinen Schultern waren übersät mit Blutspritzern. Winzige Haarschnipsel klebten an ihren Fingern.

»Deins wächst wenigstens nach, Lizzy. Alles ist in Ordnung. Die Schule wird sicher lustig, wirst schon sehen.«

Dann sah ich noch ihrem Spiegelbild dabei zu, wie es einen einzigen Kuss auf meine Stirn drückte, und schon war sie zur Tür hinausgewischt. Ich hörte sie schnell die abgewetzten Marmorstufen im Treppenhaus hinuntertrampeln. Und weg war sie.